

# Sozialdemokratischer Pressedienst

Verantwortlicher und Chefredakteur:  
Erich Wiffinghaus, Berlin.  
Telefon: Emil Döhring 4198/4199



Redaktion für Verlag und Schriftleitung:  
Berlin O 28 61, Dönhofsplatz 5  
Telefon: Capak 10

Die Herstellung erfolgt im Collotype.

Der Abdruck ist nur auf Grund besonderer Genehmigung gestattet. Abdruckung gestattet 4 Bogens  
bei dem Copyrighten, wenn nicht anders vermerkt. ©. Verlagsrecht für beide Teile © Berlin.

Berlin, den 3. Februar 1930

Hände weg von Deutschland!

Int. Institut  
Soc. Geschiedenis  
Amsterdam

SPD. Wir wissen nicht, ob eine feierliche Festsitzung des Ekki über den Anbruch der "unmittelbar revolutionären Situation" in Deutschland bereits vor- gesehen war, ob die Glückwunschtelegramme an die Sowjetregierung von Deutsch- land von Manuilski und Molotow, den neuen Häuptern der deutschen kommunistische Politik in der Komintern schon stilisiert, und Heinz Neumann, Teddy Thälmann und Hermann Remmele bereits zum Orden der Roten Fahne vorgeschlagen waren. Aber eins wissen wir: die Molotow und Manuilski und mit ihnen der ganze Apparat der Moskauer Internationale, werden heute tief enttäuscht sein, weil in Deutsch- land nicht Arbeiterblut in Strömen das Pflaster gefärbt hat. Was nützen ihnen die Verhaftungen einiger Demonstranten! Menschenhekatomben nach dem Muster des Kantonner Aufstandes, das ist es, was die Weltverbrecher von Moskau für ihre Pläne brauchen. Sie haben wieder einmal umsonst gehofft und sich umsonst kom- promittiert. Denn dass ein Zusammenhang besteht zwischen den innerpolitischen Verhältnissen in Russland und dem Treiben der deutschen Kommunisten, zwischen der Sowjetregierung und der kommunistischen Internationale wie ihrer deutschen Filiale, das lässt sich nicht ableugnen.

Die deutschen Spiessgesellen von Moskau haben in den vergangenen Wochen ihr Möglichstes an Hetze geleistet. Sie haben eine Sprache geführt, die ein äusser- stes Mass von blindem Hass offenbarte. Diese Sprache richtete sich noch stärker als gegen die Staatsgewalt gegen die deutsche Sozialdemokratie wie gegen die grosse deutsche organisierte Arbeiterbewegung überhaupt. Die Drahtzieher von Moskau sehen in der Arbeiterschaft nur eine Masse ohne Willen, die sich bald hier, bald dahin führen lässt. Für sie sind die Arbeiter und ihr Schicksal nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Die deutsche Arbeiterbewegung mit ihren eigenen Zielen, ihrem eigenen Willen und ihrer Geschlossenheit ist ihnen aufs tiefste verhasst.

Die Haltung der kommunistischen Führung in Deutschland der Arbeiterschaft gegenüber lässt sich auf die eine Formel bringen: "Wollt ihr Hunde denn noch nicht parieren und für Moskau sterben?" Die kommunistischen Führer haben längst daran verzweifelt, durch ideelles Werben die Köpfe der Arbeiter für sich zu ge- winnen. Wie schlechte bürgerliche Massenpsychologen glauben sie nicht, dass die Masse vom Drang nach Wahrheit und Erkenntnis, von ideellen Antrieben be- wegt werde. Sie hoffen nur noch auf primitivste und übelste Instinkte. Sie sind von der Propaganda zur Lüge übergegangen, von der Lüge zum Lockspitzeltum; vom Lockspitzeltum zum Banditismus. Sie haben versucht, künstlich Zusammen- stöße zwischen der Polizei und kommunistischen Demonstranten herbeizuführen. Sie haben geschrien, gehetzt, organisiert. Der Staatsapparat und die offiziel- le Presse einer Grossmacht haben ihnen dabei den Rücken gestärkt. Scharen von Berufsrevolutionären, die unter Ausnutzung der offiziellen deutsch-russischen Beziehungen nach Deutschland importiert worden sind, haben dies Treiben unter- stützt. Es hat zu einem grandiosen Fehlschlag geführt. Die deutsche Arbeiter-

schaft hat diesem Treiben verachtungsvoll den Rücken gekehrt.

Es hat sich gezeigt, dass die Kluft zwischen der deutschen Arbeiterschaft und der Kommunistischen Partei nie so tief und breit war wie eben in dem Zeitpunkt, wo die deutschen Kommunisten und ihre Moskauer Auftraggeber mit ihnen von einer revolutionären Situation in Deutschland träumten. Es ist ein grandioser Zusammenbruch, nicht nur des praktischen Putschismus, sondern auch des ideellen. Es zeigt sich, dass die bolschewistischen Anschauungen von der Masse der Arbeiterschaft und von ihrer Beeinflussbarkeit grundfalsch sind. Selbst in der Zeit der Massenerwerbslosigkeit und der drückenden Not hat die Kommunistische Partei nicht vermocht, auch nur einzelne stärkere Gruppen der Arbeiterschaft in irgendein putschistisches Abenteuer hineinzuhetzen!

Den Berufsrevolutionären, die sich heute wie Lockspitzel betätigen, um morgen über Polizeibrutalität zu zetern, wendet der organisierte deutsche Arbeiter verachtungsvoll den Rücken. Das völlige Versagen der Pläne der Kommunistischen Partei mit ihrem Hungermarsch, mit dem politischen Massenstreik, mit der Vertreibung der Polizei von der Strasse ist die Quittung, die die Kommunisten für ihr Maiverbrechen erhalten. Ihr Versagen zeigt, dass die Arbeiter ihre Provokation wie ihre Verlogenheit durchschauen!

Die Kommunistische Partei ist heute isoliert von der organisierten deutschen Arbeiterbewegung. Die deutschen Arbeiter ziehen eine scharfe Grenzlinie gegen den Nazismus. Die deutschen Arbeiter kämpfen um ihren Aufstieg, sie wollen sich nicht in äusserste asiatische Barbarei zurückführen lassen. Sie erkennen nur zu gut, was das kommunistische Treiben für die Arbeiterschaft bedeu-

Was heute den kommunistischen Parolen in den grossen Städten, in Hamburg und Berlin, noch nachfolgt, das sind nicht die echten Typen der deutschen organisierten Arbeiter. Es sind die Vorbestraften, die in Massen dem Rotfrontkämpferebund angehören. Es sind jene Gestalten, die von Lust am Radau, aber von keinerlei ideellem Beweggrund getrieben werden, jene Elemente, die sich unter den Händen der kommunistischen Hetzer immer mehr den Gestalten aus der gesellschaftlichen Unterwelt anpassen. Ist das der Nachwuchs des Proletariats, die Zukunftshoffnung der Arbeiterklasse, die mit Schlagring und Messer in der Tasche sich nachts in den Strassen herumtreibt, um beim Anblick eines Polizisten zu johlen? Das sind nicht Zukunfts-, sondern Untergangerscheinungen! Mit Messer und Schlagring lässt sich keine neue Welt bauen, keine neue bessere Sittlichkeit schaffen!

Die kommunistischen Führer sehnen sich angesichts des Misserfolgs ihrer Parolen und ihrer Aktionen nach der Illegalität. Sie wollen aus dem erbarmungslos hellen Licht der Öffentlichkeit in der Demokratie verschwinden, weil sie glauben, im Dunkel der Ungesetzlichkeit grösser und mächtiger erscheinen zu können als sie in Wahrheit sind. Im hellen Licht der Öffentlichkeit sind sie von Stufe zu Stufe gesunken, bis sie beim Lockspitzeltum und beim Banditismus angelangt sind. Es bleibt ihnen nur noch übrig, in der Illegalität ein politischer Unterweltverein zu werden.

Hasserfüllt und verzweifelt werden sie weiterhetzen. Moskau wird neue Parolen ausgeben und neue Leute schicken. Sie werden die Kluft nicht schliessen, die zwischen ihnen und der deutschen Arbeiterschaft besteht. Die deutschen Arbeiter sind nicht eine kulturlose, gesinnungslose, traditionslose Masse, die sich von unreifen Bürschchen in Abenteuer führen lässt. Sie sind nicht gewillt, sich für die Zwecke der neuen Zaren in Moskau missbrauchen zu lassen.

Hände weg von Deutschland! Das ist die Lehre, die sich aus der Reihe der Misserfolge der kommunistischen Provokationspolitik für die Sowjetregierung ergeben sollte. Hände weg von Deutschland! Die deutsche organisierte Arbeiterbewegung ist kein Versuchsfeld für weltrevolutionäre Abenteuer und für Verbrechergestalten, die sich die Maske der Berufsrevolutionäre vornehmen!

SPD. Wien, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

In der Nacht zum Montag kam es in Eggenberg, einem Vorort von Graz, zu blutigen Zusammenstößen zwischen Heimwehrleuten und Sozialdemokraten. Vier Sozialdemokraten und ein Gewerkschaftsbeamter wurden verletzt.

Die Heimwehrler versuchten das Gasthaus des Konsumvereins zu stürmen. Sie feuerten im Verlauf ihrer Aktion einige Revolverschüsse ab. Die Arbeiter trieben die Angreifer zunächst zurück. Bald kehrten die Heimwehrleute jedoch mit Verstärkung zurück und unternahmen einen zweiten Sturm auf das Gasthaus. Sämtliche Fensterscheiben wurden zertrümmert, alle Einrichtungsgegenstände demoliert. Erst nach zweistündigem Kampf konnten die Heimwehrleute zurückgedrängt werden.

SPD. Der Ältestenrat des Reichstags hat am Montag-Nachmittag beschlossen, erst am Dienstag, den 11. Februar, mittags 12 Uhr die erste Lesung des Young-Planes zu beginnen. Am Tage vorher sollen sich die Fraktionen mit diesem Thema beschäftigen. Für die Aussprache in der ersten Lesung wird damit gerechnet, dass zwei Rednerreihen von jeder Fraktion zu Worte kommen, sodass die erste Lesung drei Tage in Anspruch nehmen würde. Danach sollen die betreffenden Gesetze zur gemeinschaftlichen Beratung an den Auswärtigen Ausschuss und den Haushaltsausschuss überwiesen werden. Während dieser Ausschussberatungen sollen im Plenum die Wohnungsgesetze, die Haushaltsordnung und der Nachtragsetat für 1929 beraten werden. Für die weitere Zeit ist in Aussicht genommen, dass der Reichstag bis Ostern durchtaget wird mit einer einzigen Pause in der Fastenwoche vom 2. bis 9. März. Die erste Lesung des neuen Etats für das Jahr 1930 wird kaum vor Anfang März stattfinden können.

In einer Konferenz der Führer der Regierungsparteien, die am Montag vormittag unter Vorsitz des Reichskanzlers und in Anwesenheit der meisten Reichsminister in der Reichskanzlei stattfand, erstattete der Aussenminister Bericht über den Stand der Saarverhandlungen und über den deutsch-polnischen Liquidationsvertrag. Es schloss sich daran eine Aussprache, in der von verschiedenen Seiten Bedenken gegen den Inhalt des Liquidationsabkommens erhoben wurden. Eine Festlegung der Fraktionen erfolgte nicht. Sie war in diesem Stadium von der Regierung auch nicht verlangt worden. Reichskanzler und Aussenminister liessen jedoch keinen Zweifel darüber, dass das Kabinett auf der Verabschiedung des Liquidationsvertrages gleichzeitig mit den Younggesetzen unbedingt bestehe.

Noch im Laufe dieser Woche wird eine zweite Fraktionsführerbesprechung einberufen werden, die sich mit den Finanz- und Steuerfragen beschäftigen soll.

SPD. New York, im Januar (Eig. Bericht)

Wer geglaubt hatte, dass die zu Jahresbeginn angekündigte Auflösung der faschistischen Liga Nordamerikas ernst gemeint war, hat sich gründlich geirrt. Jeder mit der faschistischen Mentalität Vertraute konnte sich von vorn herein sagen, dass vom Kochen bis zum Essen des Auflösungsdekrets noch ein weiterer Schritt war und es einzig darauf ankam, der über die faschistischen Mächenschaften unruhig gewordenen Bevölkerung Amerikas Sand in die Augen zu streuen.

Den amerikanischen Bündelträgern Mussolinis ist die zeitweilig geübte Zurückhaltung schon nach kurzer Zeit lästig geworden. Vor wenigen Tagen hat der in New York als Sprachrohr der Faschisten täglich erscheinende "Il Grido della Stirpe" in einem Leitartikel Stellung zur Auflösung der Faschistenliga genommen und nicht nur in seinem Titel sondern auch in seinen Ausführungen unterstrichen, dass der Faschismus in Amerika heute lebendiger denn je ist. Ein be-

trächtlicher Teil der Ausführungen kann wegen der üblichen Lobgesänge auf den Herrn und Meister in Rom und der Tiraden auf den unaufhaltsamen Siegeszug des Faschismus unberücksichtigt bleiben. Nur ein Absatz, der in schöner Selbstverständlichkeit zeigt, wie es um die Geistesart der amerikanischen Faschisten bestellt ist, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Da heisst es z.B. in dem Faschistenblatt :

"Die Auflösung der offiziellen **"Schwarze Hemden"** Organisation Nordamerikas bedeutet nichts anderes, als dass der Faschismus in der Zukunft stärker, besser bewaffnet, wirkungsvoller und -falls notwendig- in allen Teilen Amerikas gewalttätiger denn je sein wird. Der Fascio in Amerika ist nicht nur stets bereit, sich zu verteidigen. Er steht auch bereit, seine Gegner mit der Presse, mit Worten und mit den Fäusten zu attackieren."

Diesem Bekenntnis einer schönen Seele ist nicht viel hinzuzusetzen. In amerikanischen Kreisen hat man die von Mussolini angeordnete Auflösung der Liga nicht wahr haben wollen und mit erheblichem Stimmenaufwand behauptet, das sie auf eigenen Antrieb geschehen sei. Das mag ein billiges Spiel um Worte sein aber nach freiwilliger Entsagung sieht der Kampfruf der Zeitung sicherlich nicht aus. Jedenfalls ist die faschistische Gefahr für das amerikanische Volk, die durch die Auflösung der Liga angeblich gebannt worden ist, noch lange nicht vorbei. Die faschistische Frage ist auch für die amerikanische Arbeiterklasse um so wichtiger, als sich die Faschisten innerhalb der Arbeiterbewegung selbst und besonders in den fremdsprachigen Gruppen immer stärker und mit der ihnen so gut zu Gesichte stehenden Brutalität bemerkbar zu machen beginnen. Es geht nicht um die Liga allein, die in den letzten Jahren nur den Deckmantel für die faschistischen Wühlereien hierzulande abgegeben hat und auf die die faschistische Bewegung im Notfalle verzichten kann. Daneben existieren zahlreiche andere Organisationen, die sich gemeinsam mit den italienischen Diplomaten und Konsuln die Aufgabe gesetzt haben, die Lehre des Faschismus mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln in Amerika zu verbreiten. Wobei natürlich die unerlaubten Mittel und Terror obenan stehen.

Im Mittelpunkt der faschistischen Rührigkeit steht die Organisation der **"Freunde des Faschismus"**, eine Gruppe von Nichtitalienern, die die Hilfe und Unterstützung der italienischen Konsulatsvertreter in Amerika im vollen Umfang genießt. Die Organisation setzt sich aus rücksichtslosen Arbeiter- und Gewerkschaftsfeinden zusammen, die mit allen Mitteln bemüht sind, sich mittels Terrors und skrupelloser Elemente Eingang in die Unionen zu verschaffen und sie ihren Zwecken dienstbar zu machen. Das gelingt nur zu oft. Allzuhäufig erfährt man, dass Lokalverbände von ausgesprochenen Banditen und Revolverhelden beherrscht werden, die daneben eine recht reaktionäre, von Mussolini kopierte Tonart zu schwingen wissen. Die Aufgabe in die **"Freunde des Faschismus"** erfolgt auf den Konsulaten, wo die Ausstellung der Mitgliedskarten in schwarzer Farbe erfolgt. Die Organisation umfasst auch Unternehmer, denen gegen klingende Münze und lautes Bekenntnis zu Mussolinis Errungenschaften Sicherheit gegen rabiante Über-Mussolinis gewährleistet ist. Die schwarze Karte räumt den Mitgliedern bei einem Besuche Italiens besondere Vorzüge ein, die bei der Rückkehr nach Amerika mit lauten Lobliedern auf das faschistische Regime bezahlt werden müssen. Aus diesen Elementen rekrutieren sich die amerikanischen Kreise, die die amerikanische Bevölkerung über die angeblichen Fortschritte Italiens auf dem Laufenden halten und ihr systematisch Sand in die Augen zu streuen wissen.

Der Reigen der faschistischen Organisationen Amerikas, die alle auflösungsreif sind, kann beliebig erweitert werden. Sie posieren unter wissenschaftlichen, künstlerischen und kulturellen Namen und wissen dank ihren Beziehungen nur zu gut, den Zugriffen der Behörden zu entgehen. Für jeden abgeschlagenen Kopf der faschistischen Hydra recken sich zehn neue auf, alle bereit, die italienische Bevölkerung Amerikas von Grund auf zu vergiften und bittere Feindschaft zu säen. Der Faschismus in Amerika ist und bleibt eine bittere Wahrheit der sich die amerikanische Nation in ihrem eigenen Interesse nicht entziehen da

SPD. Die Berliner "Deutsche Allgemeine Zeitung", die konsequent die Interessen des Grossbesitzes gegen die Sozialdemokratie, des Faschismus gegen die Demokratie vertritt, ist mit den Kommunisten zufrieden. Sie umreisst die Rolle der Kommunisten mit folgenden Worten :

"Was die Kommunisten selbst betrifft, so haben sie in bestimmten Grenzen für das staatspolitische Leben eine nützliche Funktion. Die Frage ist nur, ob diese Grenzen bereits erreicht oder gar überschritten worden sind. Die Kommunisten müssen verhindern, dass die Sozialdemokratie übermächtig wird, sie sind für den bürgerlichen und kapitalistischen Staat so lange ein wertvolles Werkzeug, als sie als Pfahl im Fleische der Sozialdemokraten wirken".

Die Faschisten loben die Kommunisten, weil sie in ihnen Bundesgenossen gegen die Sozialdemokratie erblicken. In diesem Urteil ist alles beschlossen, was über die Kommunisten zu sagen ist.

-----

-----

SPD. Im Mittelpunkt des Jornsprozesses stand am Montag die Vernehmung des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Otto Landsberg. Landsberg erzählt, wie er, seit dem 3. Februar 1919 Reichsjustizminister, in Kattowitz, wo er sich dienstlich aufhielt, telefonisch von dem Doppelmord im Berliner Tiergarten in Kenntnis gesetzt, sofort nach Berlin gefahren sei und dort eine furchtbare Erregung vorgefunden habe. Die Arbeiter strömten aus den Fabriken: die einen forderten die Überweisung der Untersuchung an die Ziviljustiz, andere eine besondere Untersuchungskommission neben dem ordentlichen Gerichtshof, wieder andere ein "Revolutionstribunal". Alle drei Vorschläge waren undurchführbar. Die Militärgerichtsbarkeit war noch nicht aufgehoben, infolgedessen für den Fall zuständig; eine selbständige Kommission hätte den Gang der ge-

trächtlicher Teil der Ausführungen kann wegen der üblichen Lobgesänge auf den Herrn und Meister in Rom und der Tiraden auf den unaufhaltsamen Siegeszug des Faschismus unberücksichtigt bleiben. Nur ein Absatz, der in schöner Selbstverständlichkeit zeigt, wie es um die Geistesart der amerikanischen Faschisten bestellt ist, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Da heisst es z.B. in dem Faschistenblatt :

"Die Auflösung der offiziellen **"Schwarze Hemden"** Organisation Nordamerikas bedeutet nichts anderes, als dass der Faschismus in der Zukunft stärker, besser bewaffnet, wirkungsvoller und -falls notwendig- in allen Teilen Amerikas gewalttätiger denn je sein wird. Der Fascio in Amerika ist nicht nur stets bereit, sich zu verteidigen. Er steht auch bereit, seine Gegner mit der Presse, mit Worten und mit den Fäusten zu attackieren."

Diesem Bekenntnis einer schönen Seele ist nicht viel hinzuzusetzen. In amerikanischen Kreisen hat man die von Mussolini angeordnete Auflösung der Liga nicht wahr haben wollen und mit erheblichem Stimmenaufwand behauptet, das sie auf eigenen Antrieb geschehen sei. Das mag ein billiges Spiel um Worte sein, aber nach freiwilliger Entsagung sieht der Kampftruf der Zeitung sicherlich nicht aus. Jedenfalls ist die faschistische Gefahr für das amerikanische Volk, die durch die Auflösung der Liga angeblich gebannt worden ist, noch lange nicht vorbei. Die faschistische Frage ist auch für die amerikanische Arbeiterklasse um so wichtiger, als sich die Faschisten innerhalb der Arbeiterbewegung selbst und besonders in den fremdsprachigen Gruppen immer stärker und mit der ihnen so gut zu Gesichte stehenden Brutalität bemerkbar zu machen beginnen. Es geht nicht um die Liga allein, die in den letzten Jahren nur den Deckmantel für die faschistischen Wühlereien hierzulande abgegeben hat und auf die die faschistische Bewegung im Notfalle verzichten kann. Daneben existieren zahlreiche andere Organisationen, die sich gemeinsam mit den italienischen Diplomaten und Konsuln die Aufgabe gesetzt haben, die Lehre des Faschismus mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln in Amerika zu verbreiten. Wobei natürlich die unerlaubten Mittel und Terror obenan stehen.

Im Mittelpunkt der faschistischen Rührigkeit steht die Organisation der **"Freunde des Faschismus"**, eine Gruppe von Nichtitalienern, die die Hilfe und Unterstützung der italienischen Konsulatsvertreter in Amerika im vollen Umfang genießt. Die Organisation setzt sich aus rücksichtslosen Arbeiter- und Gewerkschaftsfeinden zusammen, die mit allen Mitteln bemüht sind, sich mittels Terrors und skrupelloser Elemente Eingang in die Unionen zu verschaffen und sie ihren Zwecken dienstbar zu machen. Das gelingt nur zu oft. Allzuhäufig erfährt man, dass Lokalverbände von ausgesprochenen Banditen und Revolverhelden beherrscht werden, die daneben eine recht reaktionäre, von Mussolini kopierte Tonart zu schwingen wissen. Die Aufgabe in die **"Freunde des Faschismus"** erfolgt auf den Konsulaten, wo die Ausstellung der Mitgliedskarten in schwarzer Farbe erfolgt. Die Organisation umfasst auch Unternehmer, denen gegen klingende Münze und lautes Bekenntnis zu Mussolinis Errungenschaften Sicherheit gegen rabiate Über-Mussolinis gewährleistet ist. Die schwarze Karte räumt den Mitgliedern bei einem Besuche Italiens besondere Vorzüge ein, die bei der Rückkehr nach Amerika mit lauten Lobliedern auf das faschistische Regime bezahlt werden müssen. Aus diesen Elementen rekrutieren sich die amerikanischen Kreise, die die amerikanische Bevölkerung über die angeblichen Fortschritte Italiens auf dem Laufenden halten und ihr systematisch Sand in die Augen zu streuen wissen.

Der Reigen der faschistischen Organisationen Amerikas, die alle auflösungsreif sind, kann beliebig erweitert werden. Sie posieren unter wissenschaftlichen, künstlerischen und kulturellen Namen und wissen dank ihren Beziehungen nur zu gut, den Zugriffen der Behörden zu entgehen. Für jeden abgeschlagenen Kopf der faschistischen Hydra recken sich zehn neue auf, alle bereit, die italienische Bevölkerung Amerikas von Grund auf zu vergiften und bittere Feindschaft zu säen. Der Faschismus in Amerika ist und bleibt eine bittere Wahrheit, der sich die amerikanische Nation in ihrem eigenen Interesse nicht entziehen da

SPD. Die Berliner "Deutsche Allgemeine Zeitung", die konsequent die Interessen des Grossbesitzes gegen die Sozialdemokratie, des Faschismus gegen die Demokratie vertritt, ist mit den Kommunisten zufrieden. Sie umreisst die Rolle der Kommunisten mit folgenden Worten :

"Was die Kommunisten selbst betrifft, so haben sie in bestimmten Grenzen für das staatspolitische Leben eine nützliche Funktion. Die Frage ist nur, ob diese Grenzen bereits erreicht oder gar überschritten worden sind. Die Kommunisten müssen verhindern, dass die Sozialdemokratie übermächtig wird, sie sind für den bürgerlichen und kapitalistischen Staat so lange ein wertvolles Werkzeug, als sie als Pfahl im Fleische der Sozialdemokraten wirken".

Die Faschisten loben die Kommunisten, weil sie in ihnen Bundesgenossen gegen die Sozialdemokratie erblicken. In diesem Urteil ist alles beschlossen, was über die Kommunisten zu sagen ist.

-----

-----

SPD. Im Mittelpunkt des Jornsprozesses stand am Montag die Vernehmung des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Otto Landsberg. Landsberg erzählt, wie er, seit dem 3. Februar 1919 Reichsjustizminister, in Kattowitz, wo er sich dienstlich aufhielt, telefonisch von dem Doppelmord im Berliner Tiergarten in Kenntnis gesetzt, sofort nach Berlin gefahren sei und dort eine fürchtbare Erregung vorgefunden habe. Die Arbeiter strömten aus den Fabriken: die einen forderten die Überweisung der Untersuchung an die Ziviljustiz, andere eine besondere Untersuchungskommission neben dem ordentlichen Gerichtshof, wieder andere ein "Revolutionstribunal". Alle drei Vorschläge waren undurchführbar. Die Militärgerichtsbarkeit war noch nicht aufgehoben, infolgedessen für den Fall zuständig; eine selbständige Kommission hätte den Gang der ge-

richtlichen Untersuchung nur gehemmt und über das Revolutionstribunal äusser- te sich sogar Hugo Haase: "Man weiss nur, wie so etwas anfängt - nicht wie es weitergeht, und am allerwenigsten, wie es ausläuft."

Haase hatte zu der Person des Kriegsgerichtsrats Kurtzig volles Vertrau- en und Landsberg tat ein übriges und ordnete die Hinzuziehung von zwei Bei- sitzern aus dem Zentralvollzugsrat an. Kurz darauf fanden die Wahlen statt. Mit ihnen folgte der Übergang aus der revolutionären Periode in die parlamen- tarisch-demokratische. Die Beisitzer sprachen allerdings wiederholt bei Lands- berg vor und äusserten: "Es sollte bei der Untersuchung nichts herauskommen, sie machten das Spiel nicht mehr mit." Wenige Tage später haben sie dann ihr Amt niedergelegt. Als schliesslich am 12. Februar die Enthüllungen der "Roten Fahne" erschienen über die wahren Täter - Paul Levi war der Verfasser - er- widerte die Gardekavallerie-Schützendivision kaltblütig: das sei garnichts Neues, sondern der Division längst bekannt.

Landsberg, verblüfft über dieses Eingeständnis, das im Widerspruch stand zu der ganzen bisherigen vierwöchigen Untersuchung, bestellte den Kriegsge- richtsrat nach Weimar. Jorns behauptete zwar, er selber habe sich um diese Un- terredung bemüht, aber dann ist es nicht zu verstehen, dass er dem Minister das Wichtigste, was er ermittelt hatte: das Geständnis des Leutnant Rübke, der an der Cornelius Brücke die Leiche Rosa Luxemburgs in Empfang genommen hatte, unterschlug. Er wusste Landsberg nichts Neues zu melden. Dieser betont, er sei mehr der Redende als der Hörende gewesen. Trotzdem konnte er nicht begreifen, dass Jorns noch immer keinen Haftbefehl gegen Vogel erlassen hatte. Jorns er- widerte: "Dazu liegt keine Veranlassung vor!" Landsberg überzeugte ihn vom Gegenteil. Jorns habe überhaupt einen ausserordentlich unsicheren Eindruck gemacht.

"Ich hätte den Gedanken weit von mir gewiesen," betont Landsberg, "dass ein Untersuchung führender Richter, wenn es sich um ein schweres Verbrechen handelt, es an der nötigen Objektivität fehlen lässt." Aber er wurde im Falle Jorns eines anderen belehrt: "Mein Eindruck war: wir haben es hier mit einem Menschen zu tun, der durch den Krieg verdorben ist und dem ein Menschenleben nicht mehr das bedeutet, was es vor dem Krieg bedeutet hat. Jorns ist in eine Clique hineingeraten, die am Morde mit beteiligt war." Er habe sich nach die- ser Erfahrung vorgenommen, die Militärgerichtsbarkeit, koste es, was es wolle, verschwinden zu lassen. Jorns und sein Verteidiger, in die Enge getrieben, griffen jetzt zu einem sehr bedenklichen Mittel: sie machen sich die Argumente der von ihnen kurz zuvor noch so tief verabscheuten "Roten Fahne" zu eigen und unterstellen, Landsberg und seine Ministerkollegen hätten die Beseitigung der kommunistischen Führer als eine Erleichterung begrüsst. Aber Landsberg wies diese Verdächtigung mit allem Nachdruck zurück. "Der Reichspräsident war auf das tiefste empört und der preussische Justizminister Heine hat ge- äussert: \*Das ist ja eine ungeheure Schweinerei!" Landsberg konnte damals we- der Jorns einfach absetzen, noch erneut den Belagerungszustand verhängen las- sen. Pabst hat er für eine "Landknechtsnatur" gehalten, der alles zuzutrauen war, und mit diesem Strolch setzte sich Jorns Tag für Tag freundschaftlich an einen Tisch!

Der Referendar Liepmann, der damals als Offizier den Transport von Karl Liebkecht leitete und wegen der Verschiebung des Mörders Runge zu einem ande- ren Truppenteil auf Befehl Pabsts verurteilt worden ist - ein rückenmarks- kranker Krüppel, der sich am Stock mühsam in den Saal schleppt, - wiederholt kurz seine Schilderung des "fidelen Gefängnisses", aus dem er gelegentlich in eine Bar gehen konnte, um sich zu zerstreuen, ein andermal auf das holländi- sche Konsulat, um sich ein Visum zu einem falschen Pass zu besorgen. Liepmann macht eine wichtige neue Bekundung: Er hat den Transport von Rosa Luxemburg vom Eden Hotel herankommen sehen, als er von der Ablieferung der "unbekannten" Leiche Liebkechts auf der Rettungswache im Tiergarten zurückkam. Damit ist der weitere Zusammenhang der beiden Morde einwandfrei bestätigt, von dem Jorns



nichts gewusst haben will. Als er die sonderbare Tischordnung im Eden Hotel beschreibt, fragt der Angeklagte Bornstein den Nebenkläger: "Haben Sie das richtig gefunden, sich mit dem Bruder eines Mörders - des Pflugk-Hartung - freundschaftlich zu Tische zu setzen? - worauf Jorns zynisch erwidert: "Im Frieden nicht, aber im Kriege..." (Heiterkeit).

Ein neuer Zeuge ist der damalige preussische Justizminister Wolfgang Heine. Er hatte erst den Staatsanwalt Orthmann mit der Untersuchung des Falles beauftragt, sich dann aber mit der Militärgerichtsbarkeit abgefunden. Aus den Akten hat er den Eindruck gewonnen, dass nicht mit der nötigen Energie gegen Vogel vorgegangen wurde. Daraufhin schrieb er an den Reichwehrminister Noske, den preussischen Kriegsminister Reinhardt und den Minister Landsberg einen warnenden Brief, in dem er auf die verhängnisvollen politischen Folgen des Verfahrens hinwies und dringend die Verhaftung des Mörders Vogel forderte: "Wenn man einen Schuldigen, der selber ein Geständnis ablegt und sich fluchtverdächtig macht, dazu unter Umständen von so enormer politischer Bedeutung, nicht verhaftet, so halte ich das für unverantwortlich."

SPD. Paris, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Die Kammer begann am Montag mit der Diskussion des Budgets des Luftfahrtministeriums. Das Luftfahrtministerium ist nach langem Kampfe innerhalb verschiedener Ministerien aus den einzelnen Teilen, die bis dahin dem Kriegsministerium, dem Marineministerium, dem Kolonialministerium und dem Handelsministerium unterstellt waren, im September 1928 gebildet worden. Besonders die Militärs hatten sich mit allen Mitteln dagegen gewehrt, dass die Leitung des gesamten Luftwesens in die Hand eines einzigen Ministers und dazu in die eines Zivilministers gelegt würde. Ihr Widerstand wurde jedoch gebrochen. Der Abgeordnete Laurent-Eynac wurde zum Luftfahrtminister ernannt.

Als Berichterstatter führte der sozialistische Abgeordnete Renaudel aus: In naher Zukunft werde Frankreich über drei grosse Luftverkehrsnetze verfügen: 1. das Kontinental-Netz (Paris-Brüssel-Amsterdam; Paris-Berlin; Paris-Malmö; Paris-Prag-Konstantinopel-Bagdad; Paris-Warschau), 2. das Orientnetz (Paris-London; Paris-Lyon-Marseille; Marseille-Tunis; Marseille-Athen, Syrien und evtl. die Linien nach Ägypten und Indochina), 3. das westeuropäische und süd-amerikanische Netz (Frankreich-Algerien; Frankreich-Marokko; Frankreich-Französisch Westafrika; Frankreich-Spanien; Frankreich-Brasilien, Uruguay, Argentinien und Chile).

Renaudel wies in seinem Bericht ferner auf das starke Missverhältnis zwischen den im Budget für 1930 vorgesehenen Ausgaben für die Militärluftfahrt und denjenigen für die Zivilluftfahrt: 1 624 000 für die Militär-, 459 000 für die Zivilluftfahrt. Da die Steigerung der militärischen Ausgaben auch die um die Verteidigung des Landes besorgten Geister beunruhigt, stehe man hier einem Problem gegenüber, das im Rahmen der gesamten Reorganisation der Armee gelöst werden müsse. Es sei die höchste Zeit, die französische Zivilluftfahrt auszubauen, wenn Frankreich sich nicht durch andere Länder überflügeln lassen wolle. In Nordamerika z.B. seien die für touristische Zwecke verwendeten Flugzeuge seit 1925 von 711 auf 6 564 gestiegen - in Frankreich aber sei die Ziffer so lächerlich gering, dass man sie nicht einmal nennen dürfe. Man müsse sich auch rechtzeitig dagegen wehren, dass amerikanisches Kapital, vor allem amerikanische Automobil-Trusts die französische Flugzeugindustrie zu annektieren versuchten.

Im Schlussabsatz seines Berichtes spricht Renaudel die Hoffnung aus, dass die Flugzeuge, die die grauenhaftesten Vernichtungswerkzeuge in einem Kriege werden könnten, die friedliche Verbindung zwischen den Völkern enger als je gestalten und damit neue Kriege immer schwieriger machen mögen.

SPD. Paris, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Der am Montag vormittag abgehaltene Ministerrat, dem durch die Rückkehr Tardieus eine besondere Bedeutung verliehen worden war, zeichnete sich vor allem durch eine ungewöhnlich lange Dauer und eine grosse Tagesordnung aus. Die Regierung versucht offenbar die durch Haag, Genf und London stark vernachlässigte Innenpolitik, in der das Unkraut parlamentarischer Intrigen und Krisengerüchte schon beträchtlich in die Höhe geschossen ist, mit Volldampf zu bearbeiten.

Zunächst erstatteten Tardieu und Briand ihre Berichte über die Londoner Konferenz, wobei Tardieu sich nicht versagen konnte, die Bedeutung des grossen "Sieg" der französischen These - nämlich die Annahme der französischen Methode für die Rüstungsbegrenzungen - nochmals dick zu unterstreichen. Er betonte besonders, dass durch die Annahme der französischen Forderungen eine Bindung zwischen den Londoner Verhandlungen und den Arbeiten der Genfer Abrüstungsorgane hergestellt sei und Frankreich umsomehr Grund habe, mit dieser Wendung der Dinge zufrieden zu sein, als nunmehr eine starr mathematische Abgrenzung für die leichte Hochsee-Kategorie und Torpedoboote, wie sie in Washington seinerzeit geplant war, nicht mehr in Frage käme. Finanzminister Chéron referierte über die Massnahmen, die ergiffen worden sind, um zu ermöglichen, dass die Reparationsbank bereits in der nächsten Woche ihre Arbeiten beginnen könne, und die zur Hoffnung berechtigten, dass die Mobilisierung der ersten Tranche der deutschen Reparationsschuld in naher Zukunft bereits erfolgen könnte.

Der Ministerpräsident beschäftigte sich sodann mit den Möglichkeiten zur Ergreifung wirksamer Massnahmen gegen die fortschreitende Verteuerung der Lebensmittelpreise, die zu wachsender Beunruhigung der Bevölkerung geführt haben, und die nicht durch wirtschaftliche Begebenheiten begründet, sondern Folgen einer künstlich hervorgerufenen Haussee seien. Es wurde die Einsetzung einer interministeriellen Kommission beschlossen, die auf gesetzgeberischem Wege dem Warenwucher ein Ende bereiten soll. - Für die am 13. Februar in Genf beginnende Konferenz für den Zollwaffenstillstand wurde zum Vorsitzenden der französischen Delegation Handelsminister Blandin, zu seinem Stellvertreter Staatssekretär Robert ernannt.

-----

SPD. Im Tscherwonzenfälscher-Prozess stellte Oberstaatsanwalt Tetzlaff am Montag folgende Strafanträge:

Karumidze wegen fortgesetzten versuchten Münzverbrechens 2 Jahre 9 Monate Gefängnis, wegen Urkundenfälschung 2 Monate, zusammen 2 Jahre 10 Monate Gefängnis, Sadathieraschwili wegen derselben Verbrechen 2 Jahre 4 Monate, dazu 2 Monate, zusammen 2 Jahre 5 Monate Gefängnis, Bell 1 Jahr 6 Monate wegen Münzverbrechens und 2 Monate wegen Betruges, zusammen 1 Jahr 7 Monate, Schmidt, Rieger und Dorn je 1 Monat Gefängnis. Da Schmidt nicht vorbestraft ist, beantragte der Oberstaatsanwalt die Verwandlung der Gefängnisstrafe in eine Geldstrafe von 6000 Mark. Der Antrag gegen Dr. Becker lautet auf Freispruch. Im Falle Dr. Weber soll das Verfahren eingestellt werden.

Eigentümlich berührt die Begründung dieser Anträge. Während bei den Georgiern, denen keine ehrlose Handlung nachgesagt werden kann, die politischen Beweggründe nicht so schwer in die Wagschale fallen, dass sie eine Gefängnisstrafe beseitigen, werden dieselben Verbrechen bei den Deutschen auffallend milde beurteilt. Was den Ausländern besonders verübelt wird, ist der Umstand, dass sie deutsche Staatsangehörige materiell geschädigt und auf die Anklagebank gebracht haben. Die Unausführbarkeit ihres Unternehmens wird merkwürdigerweise als strafverschärfend, nicht als strafmildernd betrachtet. Bei Sadathieraschwili wird angenommen, er habe schnell reich werden wollen. Bell sei ähnlich zu beurteilen wie die beiden Georgier; bei Böhle wird Eigennutz als Motiv der Tat unterstellt.

-----

SPD. Genf, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Die Freie Stadt Danzig will der Internationalen Arbeitsorganisation beitreten und hat in Genf einen dementsprechenden Antrag gestellt. Die zuständigen Stellen des Verwaltungsrats des Arbeitsamtes sind zurzeit mit einer Vorprüfung der komplizierten völkerrechtlichen Fragen beschäftigt, die der Antrag Danzigs hervorruft.

Danzig ist aussenpolitisch Polen unterstellt und Nichtmitglied des Völkerbundes. Es sind bisher nur einmal zwei Staaten in die Internationale Arbeitsorganisation aufgenommen worden, die nicht dem Völkerbund angehörten, nämlich Deutschland und Österreich. Im Statut ist der Fall des Eintritts von Nichtmitgliedern des Völkerbundes nicht besonders vorgesehen. Deutschland und Österreich wurden seinerzeit von der ersten Arbeitskonferenz in Washington aufgenommen und es ist anzunehmen, dass auch über den Danziger Antrag die letzte Entscheidung von einer Arbeitskonferenz gefällt wird. Ob der Verwaltungsrat des Arbeitsamtes, der am 4. Februar zu seiner 47. Tagung zusammentritt, schon in dieser Tagung offiziell zu dem Danziger Ansuchen Stellung nehmen wird, ist noch nicht sicher.

Der Verwaltungsrat wird schon an seinem ersten Sitzungstag einen der schwierigsten Punkte der reichhaltigen Tagesordnung behandeln, die Frage, ob die Regelung der Arbeitszeit im Kohlenbergbau auf die Tagesordnung der diesjährigen Arbeitskonferenz gesetzt werden soll. Es wird mit Widerstand der Arbeitgeber und der beiden in der Vorkonferenz einer beschleunigten Behandlung sehr abgeneigten Regierungen, Polen und Spanien, gerechnet. Völlig undurchsichtig ist die Haltung des Kohlenkonsumentenlandes im Verwaltungsrat, Italien, sowie der aussereuropäischen Verwaltungsratsmitglieder Japan, Kanada und Indien.

SPD. Bayreuth, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Die Kulmbacher Mordaffäre des Brauereibesitzers Heinrich Meussdörfer wächst sich neuerdings mehr und mehr zu einem Skandal aus. Die Behauptung seines Verteidigers, dass die zwei Arbeiter Schubert und Popp "gestanden" haben, einen Raubmord an Frau Meussdorfer begangen zu haben, soll zwar der Wahrheit entsprechen, jedoch handelt es sich offenbar um eine mit Geld erkaufte Selbstbezeichnung.

Auf der Redaktion der hiesigen sozialdemokratischen "Fränkischen Volkstribüne" erschienen am Montag der Bruder und die Schwester des Schubert und erklärten übereinstimmend, dass der Frau ihres Bruders 6000 Mark geboten wurden, wenn ihr Mann sich als der Mörder der Frau Meussdörfer bezeichne. Dieses Angebot stamme von dem Bruder des mordverdächtigen Kommerzienrats, dem früheren Landtagsabgeordneten und Mitinhaber der Mönchsbrauerei in Kulmbach, Wilhelm Meussdörfer. Zum Beweis für diese Behauptung legten die Geschwister Schubert den Originalbrief Wilhelm Meussdörfers an Frau Schubert vor, sowie eine Bestätigung der Vereinsbankstelle, auf der die 6000 Mark für Frau Schubert bereits deponiert waren. Die gleichen Angaben machten die Geschwister Schubert später auch gegenüber dem Staatsanwalt, der die Untersuchung gegen den verhafteten Kommerzienrat führt. Sie sind nur durch einen Zufall in den Besitz der beiden Schreiben gelangt, die von ihrer Schwägerin sorgfältig geheimgehalten wurden.

Auf welche Weise die Selbstbezeichnung der beiden Arbeiter zustande kam, ist im einzelnen noch nicht aufgeklärt. Vorläufig sind beide noch in Haft. Sie werden jedoch nach Mitteilung des Staatsanwalts bald entlassen werden. Der Mordverdacht gegen Kommerzienrat Heinrich Meussdörfer, der zur Zeit in der psychologischen Abteilung des Landgerichts Nürnberg auf seinen Geisteszustand untersucht wird, hat sich durch die geschilderten Umstände jedenfalls noch erheblich verstärkt.

SPD. Von bürgerlicher Seite wird gemeldet, dass Reichsfinanzminister Moldenhauer beabsichtige, den Ausgleich des Reichshaushalts 1930 durch eine Erhöhung der Biersteuer um etwa die Hälfte, eine Erhöhung der Umsatzsteuer auf 1 Prozent und durch die Herstellung einer Gefahrengemeinschaft zwischen der Arbeitslosenversicherung und der Sozialversicherung zu erzielen. Die Sozialdemokratie muss gegen ein derartiges Deckungsprogramm schwerste Bedenken erheben.

Es ist zur Zeit noch nicht genau bekannt, welchen Mehrbedarf der Reichshaushalt 1930 aufweisen wird. Feststeht aber bereits, dass im Rechnungsjahr 1930 ein einmaliger Bedarf von rund 600 Millionen zu decken ist, der sich aus dem Fehlbetrag des Jahres 1928 von 154 Millionen, und aus dem Tilgungsfonds von 450 Millionen zusammensetzt. Es wäre weder politisch noch sachlich berechtigt, für diesen einmaligen Mehrbedarf dauernde Deckungsmittel zu verwenden. Es muss vielmehr verlangt werden, dass der einmalige Bedarf auch durch einmalige Einnahmen abgedeckt wird, die im übrigen in hinreichender Höhe zur Verfügung stehen.

Es ist auch vom Standpunkt der Wirtschaft aus nicht einzusehen, wie gerade eine Erhöhung der Umsatzsteuer geeignet sein soll, das einmalige Defizit des Jahres 1930 auszugleichen. Die Wirtschaft erhebt seit Monaten immer wieder den Ruf nach Verminderung der Gesamtsteuerlast, und niemand kann sich diesem Rufe weniger entziehen als Herr Moldenhauer. Wenn man aber die Verminderung der Gesamtsteuerlast als ein erstrebenswertes Ziel anerkennt, dann muss es geradezu sinnlos erscheinen, in diesem Augenblick die Gesamtsteuerlast zu erhöhen, während andere Deckungsmöglichkeiten nicht ausgenutzt werden. Ausserdem ist die Umsatzsteuer die roheste Steuer, die wir in unserem Steuersystem haben. Ihre schweren Nachteile müssen sich besonders bemerkbar machen, wenn sie in einem Zeitpunkt sinkender Konjunktur erhöht wird.

Ebenso schwere Bedenken begegnen dem Vorschlag, zwischen der Arbeitslosenversicherung und der Sozialversicherung eine Gefahrengemeinschaft herzustellen. Dieser Gedanke beruht auf der Überlegung, dass die Invalidenversicherung zur Zeit Überschüsse erzielt, die sie zur Bildung einer Reserve verwendet, während die Arbeitslosenversicherung einen Fehlbetrag aufweist. In einigen Jahren wird eine völlige Umkehrung dieses Zustandes erwartet. Die Invalidenversicherung wird wachsende Rentenansprüche zu befriedigen haben, für die die laufender Beitragseinnahmen nicht ausreichen, sodass die jetzt angesammelte Reserve zu Hilfe genommen werden muss. Die Arbeitslosenversicherung wird dagegen entlastet, weil der Geburtenausfall während des Krieges sich in einem verminderten Zustrom von Erwerbstätigen zum Arbeitsmarkt auswirkt.

Es ist aber sehr fraglich, ob diese Rechnung stimmen wird. Sicher ist nur der Fehlbetrag bei der Invalidenversicherung, für dessen Deckung die jetzt aufgesammelte Reserve nicht einmal genügen wird. Wahrscheinlich wird auch eine Entlastung des Arbeitsmarktes eintreten, aber es ist schon fraglich, ob diese Entlastung gross genug sein wird, um die Arbeitslosenversicherung in stand zu setzen, mit ihren Beitragsleistungen allein auszukommen. Völlig ungewiss bleibt jedoch, ob die Entlastung so gross sein wird, dass die Arbeitslosenversicherung Überschüsse erzielen kann, um damit den Fehlbetrag der Invalidenversicherung zu decken. Es besteht also die Gefahr, dass der ganze Plan lediglich auf eine Ausgabenverschiebung hinausläuft.

Vor allem wird aber bei dem Gedanken einer solchen Gefahrengemeinschaft übersehen, dass die Sozialversicherungsträger ihre Überschüsse in der Hauptsache als Kredite für den Wohnungsbau oder für Reich, Länder und Gemeinden verwendet haben. Schon die Leistung des Reichsbeitrags von 164 Millionen zur Invalidenversicherung in Form von Schatzanweisungen statt in bar stellte den Anfang einer Gefahrengemeinschaft zwischen Arbeitslosenversicherung und Invalidenversicherung dar, weil es nur dadurch möglich wurde, im Reichshaushalt 1929 wenigstens 150 Millionen für Darlehen an die Arbeitslosenversicherung bereit-

zustellen. Die nachteiligen Rückwirkungen auf den Wohnungsbau, die sich dabei herausgestellt haben, mussten jetzt besonders ernst sein, weil der Wohnungsbau ohnehin durch die finanziellen Schwierigkeiten in Reich, Ländern und Gemeinden schwer beeinträchtigt wird.

---

SPD. Warschau, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Die Warschauer Besprechungen des deutschen Gesandten Rauscher über eine genaue Präzisierung des Ortsnachfolge-Bestimmungen für die deutschen Siedler im deutsch-polnischen Liquidationsvertrag haben endlich zu dem gewünschten Ergebnis geführt. Danach kann deutschen Siedlern im Falle einer Vorbestrafung wegen geringer Vergehen usw. nicht mehr die Ortsnachfolgeschaft entzogen werden. Ausserdem verlautet, dass Polen für den Handelsvertrag den von deutscher Seite vorgeschlagenen Grundsatz der sichergestellten Abnahme des Schweine-Exports angenommen hat. Es ist daher zu erwarten, dass bereits in der nächsten Zeit die langwierigen Handelsvertragsverhandlungen abgeschlossen werden.

---

SPD. Leipzig, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Der Arbeiter Erich Stimmig wurde am 30. Oktober 1929 vom Landgericht Potsdam wegen Vergehen gegen das Republikschutzgesetz zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Die gegen das Urteil eingelegte Revision wurde am Montag vom 2. Strafsenat des Reichsgerichts verworfen.

Der Angeklagte war am zweiten Pfingstfeiertag 1929 in den Hauptstrassen Brandenburgs, mit Uniformstücken des Roten Frontkämpferbundes bekleidet, hin und her spaziert. In der Begründung des abweisenden Leipziger Beschlusses heisst es, der Angeklagte habe durch das Tragen der Uniform des Roten Frontkämpferbundes den Anschein erweckt, als ob der Verein noch bestehe und habe damit eine verbotene Vereinigung unterstützt.

---

SPD. Am Montag nachmittag gelang es der Berliner Polizei, den arbeitslosen Tischler Albrecht Höhler, genannt "Ali" in Berlin in einem Quartier am Koppenplatz zu verhaften. Höhler ist der Führer jener dreiköpfigen Bande, die vor kurzem auf den nationalsozialistischen Studenten Wessel in der Grossen Frankfurter Strasse einen Überfall verübte und Wessel lebensgefährlich verletzte. Höhler, der Führer eines kommunistischen Sturmtrupps und verschiedentlich schwer vorbestraft ist, legte auf dem Polizeipräsidium ein Geständnis ab. Er selbst hat auf Wessel geschossen. Nach der Tat flüchtete er mit seinen Komplizen, dem Arbeiter Lange und einem gewissen "Pipel" in einer Autodroschke. Lange ist bereits vor einigen Tagen festgenommen worden.

Höhler nächtigte in den letzten Tagen bei verschiedenen Freunden, die nicht gewusst haben wollen, wen sie beherbergten.

---

SPD. Bukarest, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Rumänien steht vor Neuwahlen zu den Gemeindeparlamenten. Der Wahlkampf ist bereits in vollem Gange und hat insbesondere in den letzten Tagen vielfach zu blutigen Zusammenstößen geführt. In der Nähe von Tschernowitz (Bukowina) wurde eine Wahlversammlung der Regierungspartei durch Liberale gesprengt. Der Bürgermeister des Ortes wurde im Verlauf eines blutigen Handgemenges erschlagen. Er hinterlässt 11 unversorgte Kinder. In der Stadt Jsmael wurden wegen

wegen Teilnahme an blutigen Zusammenstößen 40 Personen verhaftet, darunter nicht weniger als 22 Frauen. Im Bezirk Sarat wurde in einer Wahlversammlung bei einem Zusammenstoß zwischen Liberalen und Anhängern der Nationalzarunistischen Partei ein Mann durch einen Messerstich getötet.

-----  
SPD. Brüssel, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

In der Textilindustrie von Renaix in Ostflandern ist wieder ein Generalstreik ausgebrochen. Von insgesamt 10 000 Arbeitern sind seit Montag früh 8 000 im Ausstand.

Im gleichen Bezirk war schon vor einigen Wochen ein Generalstreik mit dem Ziel ausgebrochen, eine allgemeine Lohnerhöhung von fünf Prozent durchzusetzen. Die Arbeiter brachen damals den Streik bald wieder ab, weil die Arbeitgeber ihnen zu verstehen gaben, dass sie sich im Falle neuer Verhandlungen nachgiebig zeigen würden. Jetzt wollen die Arbeitgeber die fünf Prozent Lohnerhöhung zwar gewähren, zugleich aber wünschen sie den Grundlohn verschiedener Arbeiterkategorien, namentlich der Weber, herabzusetzen. Die Arbeiter fühlten sich betrogen und nahmen kurz entschlossen den Kampf wieder auf. Indessen hat ein Teil der Arbeitgeber die Forderung der Arbeiter bereits voll bewilligt. In den betreffenden Betrieben wird weitergearbeitet.

-----  
SPD. Neumünster, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

In Neumünster fand in Gegenwart von Vertretern der Regierungsbehörden die feierliche Einweihung des neuen Krankenhauses statt, das den Namen des verstorbenen Reichspräsidenten Ebert tragen wird und seine Entstehung der tatkräftigen Förderung des sozialdemokratischen Bürgermeisters Lindemann verdankt. Im Rahmen der Feier sprach Reichstagspräsident Löbe über Eberts Bedeutung für die Deutsche Republik. In der Tatsache, dass in den deutschen Landen ein Gedenkstein nach dem anderen für den toten Staatsmann enthüllt werde, erblickt er den Beweis dafür, dass bereits die jüngste Nachwelt Friedrich Ebert Gerechtigkeit widerfahren lässt.

-----  
SPD. Temesvar, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

In der Nacht vom Sonntag zum Montag wurde in einem Personenzug Bukarest-Temesvar auf freier Strecke die Notbremse gezogen. Im gleichen Augenblick durcheilten mehrere maskierte Banditen die einzelnen Abteile und forderten die Passagiere auf, sofort auszusteigen, da der aus der Gegenrichtung kommende Güterzug jeden Augenblick auf den Personenzug aufstossen könne. Der Zuginsassen bemächtigte sich eine Panik, Männer und Frauen sprangen aus den Fenstern, während die Banditen die Gepäckstücke durchsuchten und sich alles aneigneten, was ihnen brauchbar schien. Als sich die Erregung gelegt hatte und das Zugpersonal zur Verfolgung der Banditen schreiten wollte, hatten die Verbrecher zum Teil bereits das Weite gesucht. Mit dem Rest geriet das Zugpersonal in ein Feuergeschäft, ohne dass einer der Verbrecher gestellt werden konnte. Der Zug fuhr schliesslich mit mehrstündiger Verspätung weiter.

-----  
SPD. Oldenburg, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Wegen eines Briefes, den kürzlich einige Landvolkführer an die Finanzämter, Amts- und Gemeindevorsteher Oldenburg gerichtet hatten, hat nunmehr das Oldenburgische Ministerium bei der Staatsanwaltschaft Strafantrag wegen

Beleidigung gestellt. In dem Briefe war unter beleidigenden Redewendungen behauptet worden, dass die Behörden nur dort Pfändungen anzuordnen und vorzunehmen wagen, wo der zu Pfändende sich das gefallen lasse. An die eigentlichen Landvolkanhänger getraue man sich nicht mehr heran.

---

SPD. Neumünster, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

In Neumünster ist der Landvolkman Claus Harms in der Berufungsinstanz wegen Nötigung der Stadt zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Harms hatte in einem Offenen Briefe von der Stadt Neumünster die Entlassung des Polizeiinspektors Bracker und seiner Beamten gefordert.

---

SPD. London, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Die in England noch immer gebräuchliche mittelalterliche Strafe der Auspeitschung von Strafgefangenen mit der neunschwänzigen Katze hat am Montag, wenn auch indirekt, ein Todesopfer gefordert.

Der 37 Jahre alte Tischler Spiers war am Freitag vor einem Londoner Gerichtshof wegen eines Überfalls auf zwei Kassierer zu zehn Jahren Zuchthaus und 15 Schlägen mit der Katze verurteilt worden. Die Prügelstrafe sollte am Montag ausgeführt werden. Auf dem Wege zur Strafkammer sprang Spiers im Wandworth-Gefängnis über die Barriere, fiel mehrere Stockwerke tief gegen ein eisernes Gitter und starb wenige Minuten später an den Folgender schweren Verletzungen. Der Selbstmörder hat eine abenteuerliche Laufbahn als Verbrecher hinter sich. Im Jahre 1927 lagen nicht weniger als 88 Anzeigen gegen ihn vor, die in zehn, von verschiedenen Polizeirevieren ausgestellten Haftbefehlen Ausdruck gefunden hatten. Spiers führte über seine Diebstähle und Betrügereien eine Kartothek, um bei Firmen, gegen die er Betrügereien begangen hatte, im Falle eines zweiten Betrug nicht wiedererkannt zu werden.

---

SPD. Köln, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

In der Nacht zum Montag drangen in das Jugendheim der Sozialistischen Arbeiterjugend in Köln-Kalk unbekannte Personen ein, zerschlugen sämtliche Bilder, Stühle, Spiele und Bücher. Der Schaden beläuft sich auf etwa 300 Mark. Man nimmt an, dass es sich um einen politischen Racheakt handelt.

---

SPD. Riga, 3. Februar (Eig. Drahtb.)

Der sowjetrussische Botschafter in Paris protestierte im französischen Auswärtigen Amt - nach einer hier aus Moskau vorliegenden Meldung - gegen den Feldzug der französischen reaktionären und der weisrussischen Presse in Paris gegen die sowjetrussische Regierung. Der Botschafter wies das französische Auswärtige Amt gleichzeitig darauf hin, dass von Anhängern des angeblich verschleppten Generals Kutiepoff ein Rollkommando zum Überfall auf die Sowjetbotschaft organisiert worden sei.

---

## Karl Frohme achtzig Jahre.

SPD. Man muss ein Stück Geschichte aus der Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung schildern, wenn man den Lebensgang Karl Frohmes, der am 4. Februar sein achtzigstes Lebensjahr vollendet, schildern will.

Der eben aus der Lehre gekommene junge Schlossergeselle schliesst sich, gepackt von Lassalles Reden und Schriften dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein an, steht bald in den vordersten Reihen und wird als Fünfundzwanzigjähriger zum Gothaer Einigungskongress entsandt. Er wird zum Apostel der Vereinigungsidee, zieht als eifriger Agitator im Lande umher und wird Mitarbeiter der aufblühenden Parteipresse. Gar bald ist er Gegenstand heftiger Verfolgung Tesendorfs. Aber das hindert ihn nicht. Bald ist er überall bekannt, und der Hanau Wahlkreis entsendet ihn von 1881 - 1884 in den Reichstag. Dann holen ihn die Althaus, deren Wahlkreis er mehr als vier Jahrzehnte, bis 1924, im Reichstag vertrat. Seine Glanzzeit hatte Karl Frohme während des Sozialistengesetzes - aus fast allen Belagerungsgebieten ausgewiesen und doch immer wieder zurückkehrend, zieht er sich wiederholt Verurteilungen zu und muss so vier Jahre im Gefängnis verbringen. Im Jahre 1893 bestritt Frohme mit Bebel zusammen im Reichstag die grosse Zuchthausdebatte als Redner der Sozialdemokratischen Fraktion.

Karl Frohme war einer der eifrigsten Agitatoren auf dem flachen Lande. Hier erntete seine Arbeit die besten Früchte. Nicht nur, dass sein schleswig-holsteinischer Wahlkreis dauernder Besitz der Sozialdemokratie blieb. Hier entstand auch eine der besten Parteiorganisationen ganz Deutschlands.

Der jetzt Achtzigjährige war neben seiner Redakteurtätigkeit am "Hamburger Echo" stark publizistisch tätig. Eine ganze Reihe Broschüren und Schriften entstammen seiner Feder. Er, der schon als Zweiundzwanzigjähriger einen Gedichtband herausgab, hat später, vor allem im Auftrage der Gewerkschaften, eine Reihe Bücher veröffentlicht, so "Arbeit und Kultur", "Monarchie oder Republik" und viele andere. Auch heute noch ist der geistig Frische literarisch tätig. Er bearbeitet zur Zeit im Auftrage der Genossenschaften ein Buch über deren Geschichte.

Karl Frohmes Name ist verwoben mit der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, und so werden über den Kreis der engeren Heimat hinaus an seinem Geburtstag viele Tausende seiner herzlich gedenken.

Pb.

---

SPD. London, 3. Febr. (Eig. Drabtber.)

Der alte Kampf zwischen Oberhaus und Unterhaus ist neuerlich in ein akutes Stadium getreten und steht im Augenblick wiederum im Vordergrund des politischen Interesses.

Das Oberhaus, das der Regierung in den letzten Wochen bei verschiedenen Klauseln der Arbeitslosen-Bill systematisch Schwierigkeiten gemacht hat, bestand in seiner Montagsitzung mit 155 gegen 42 Stimmen zum zweiten Male auf seinem Abänderungsantrag zu § 4 des Gesetzes, das von der Qualifizierung für die Erwerbslosenunterstützung handelt. Der Abänderungsvorschlag des Oberhauses ist bereits einmal vom Unterhaus verworfen worden und geht nunmehr nochmals an das Unterhaus zurück. Falls dieses den Abänderungsvorschlag zum zweiten Male unverändert an das Oberhaus zurücksenden würde, so wäre die Gefahr gegeben, dass die Klausel, die den Eckpfeiler des ganzen Gesetzes bildet, zwei Jahre lang nicht in Kraft treten würde, und damit unter Umständen überhaupt erledigt wäre. Da das Schicksal der gesamten Arbeitslosenversicherung-Gesetzgebung auf dem Spiel steht, wird die Situation in politischen Kreisen als sehr ernst betrachtet. Man erwartet, dass die Regierung entweder eine Konferenz mit den Lords einberufen oder aber die Klausel abgeändert dem Unterhaus nochmals unterbreiten



wird, um die politischen Komplikationen, die sich aus einer neuen Zurückverweisung des Verbesserungsantrages an das Oberhaus ergeben würden, zu vermeiden.

---

SPD. Der Reichstagsausschuss für Beamtenangelegenheiten hörte am Montag die Vertreter der Beamtenspitzenorganisationen über den Gesetzentwurf für die Beamtenvertretungen.

Dr. Völter vom Allgemeinen deutschen Beamtenbund schlug für den Aufbau der Vertretungen vor, Hauptbeamtenausschüsse auch in den Gemeinden zu errichten und Bezirksbeamtenausschüsse obligatorisch vorzusehen, wobei in Sonderfällen von ihrer Einrichtung abgesehen werden könne. Die im Entwurf zugelassene Möglichkeit der Gruppenwahl zu den Beamtenausschüssen lehnte er scharf ab. Er verlangte, dass lediglich nach dem Verhältniswahlssystem zu den Beamtenvertretungen gewählt werde. Ferner forderte er eine Herabsetzung des Wahlalters auf das 18. Lebensjahr und die Sicherung der Möglichkeit, Gewerkschaftsvertreter zu den Sitzungen hinzuzuziehen sowie Beamtenversammlungen abzuhalten. Bei den Aufgaben der Beamtenvertretungen unterschied Völter ein Mitwirkungsrecht sowohl aus eigener Initiative der Ausschüsse als auf Antrag des Beteiligten, ferner ein Recht zu Verhandlungen mit der Verwaltung und schliesslich die Fülle der gutachtlichen Anhörung der Ausschüsse. Das Mitwirkungsrecht solle seine Spitze finden in dem Verfahren vor der Einspruchskammer, während in den übrigen Fällen ein Beschwerdeverfahren bis zum höchsten Dienstvorgesetzten laufen müsse. Die Tätigkeit der Ausschussmitglieder sei durch weiteren Ausbau der Schutzvorschriften zu sichern.

Schliesslich forderte Völter noch die Schaffung eines Entlassungsschutzes ähnlich den Vorschriften des Betriebsrätegesetzes und baldige Inkraftsetzung der Vorlage.

---

SPD. Amsterdam, 3. Febr. (Eig. Drahtber.)

Auf der Landstrasse von Deventer nach Apeldoorn fuhr ein mit 23 Personen besetzter Autobus durch Versagen der Bremse gegen einen Baum. Sämtliche Insassen wurden zum Teil schwer verletzt.

---

SPD. London, 3. Febr. (Eig. Drahtber.)

Der Bruch der Propaganda-Klausel des russisch-englischen Abkommens durch Sowjetrussland war am Montag wiederum Gegenstand von Interpellationen im Unterhaus. Henderson betonte, dass er seinen früheren Erklärungen nichts zufügen könne. Er habe seit Oktober im Parlament nicht weniger als 101 auf Russland bezügliche Fragen beantwortet, wovon sich nicht weniger als 42 auf die Propaganda-Tätigkeit Sowjetrusslands im britischen Reich bezogen.

---

**Achtung! Für die Abonnenten des "Vorwärts"-Bilderdienstes!**

---

Wir werden um Aufnahme folgenden Hinweises gebeten: "Die Aufnahme des Bilderdienstes vom Jornprozess zeigt nicht den Nebenkläger Jorns, sondern in der Mitte den Untersuchungsrichter und früheren Kriegesgerichtsrat Kurzig und rechts das Vollzugsratsmitglied Wegmann auf der Zeugenbank."

# Preussischer Landtag

SPD. Berlin, den 3. Februar (Eig. Ber.)

Der Preussische Landtag setzte am Montag die zweite Lesung des Wohlfahrts-etats mit der Beratung der Einzeltitel fort. Dabei forderte

Abg. Haese-Wiesbaden (Soz.) mehr geeignete Lehrkräfte für die Ausbildungskurse der Baukontrolleure und dass solche Kurse in jedem Bezirk einzurichten sind. Die Richtlinien des Reichsarbeitsministeriums betreffend Anbringung von Dachhaken und Schneefangeisen seien zum Bestandteil der baupolizeilichen Vorschriften in Preussen zu machen. Ferner bedürften die Polizeiverordnungen über Arbeiterfürsorge auf Bauten einer Aenderung. 1928 sei die Unfallziffer im Baugewerbe ausserordentlich gestiegen, aber ganz besonders in Schlesien. - Der Redner fordert ferner, dass das Baumschutzgesetz zur Erhaltung der Uferwege, insbesondere in der Provinz Brandenburg, energischer als bisher durchgeführt wird.

Die Abstimmungen über den Wohlfahrtsetat finden am Dienstag 14 Uhr statt. Es folgt die zweite Lesung des Haushalts des Finanzministeriums. Nach dem Bericht erstatter Abg. Greve (Zt.) erhält das Wort

Abg. Simon-Neusalz (Soz.):

Mit Rücksicht auf die schwierige Finanzlage Preussens hat die Sozialdemokratische Fraktion diesmal keine Anträge auf Höhergruppierung von Beamtenstellen gestellt. Aber wir müssen uns ganz entschieden gegen die Hetze in einem Teil der Presse, namentlich in der Rechtspresse, gegen die Beamtenschaft wenden und gegen die Versuche, die Finanznot Preussens und des Reiches auf die Beamtenbesoldungsreform von 1927 zurückzuführen. Dabei erkennen wir ohne weiteres an, dass diese Besoldungsreform insbesondere für die unteren und mittleren Beamten Härten enthält, die ohne weiteres beseitigt werden könnten, wenn man sich entschliesst, in den einzelnen Haushalten Ersparnisse zu machen und wenn man die voraussichtlichen Mehreinnahmen bei einzelnen Etats, zum Beispiel bei der Forstverwaltung, zum Ausgleich dieser Härten benutzt. So ist z. B. die diplomatische Vertretung Preussens in München völlig überflüssig (Sehr wahr! bei den Soz.). Auch bei der Hergabe von staatlichen Subventionen sollte man vorsichtiger sein, wie der Zusammenbruch und die notwendige Sanierung ausgerechnet der Hugenberg'schen Ostbank beweist.

Der Redner führt im Anschluss hieran eine ganze Reihe von Härtefällen an, die sich bei der Durchführung der Besoldungsneuordnung von 1927 ergeben haben. Auch ohne Anträge sollte sich das Ministerium angesichts der steigenden Teuerung dazu entschliessen, Härten bei der Besoldung der mittleren und unteren Beamtengruppen zu beseitigen. Eine Anpassung an die Erweiterung der Ausführungsbestimmungen der Reichesbesoldung wäre unbedingt erforderlich.

Simon fährt fort: Vom Reichstage wird jetzt die Verabschiedung eines Reichsbeamtenvertretungsgesetzes vorbereitet. Wir begrüssen das, sind aber der Ansicht, dass es in einzelnen Punkten wesentlich verbessert werden muss. Wir fordern auch die Ueberführung der Kanzleibeamten in den einfachen Bürodienst. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen arbeitet die Katasterverwaltung infolge der Anspannung aller vorhandenen Kräfte nachweislich ausserordentlich sparsam. Einzusparen ist sicher auch noch bei den an die Beamten gewährten Reise- und Umzugskosten, die eine unwahrscheinliche Höhe erreicht haben. Bei einigermaßen gutem Willen könnten viele an sich überflüssige Versetzungen vermieden werden.

Noch einmal müssen wir mit aller Entschiedenheit die Angriffe der Deutschenationalen zurückweisen, dass die Sozialdemokratie programmatisch gegen das Berufsbeamtentum sei. Der Beschluss des Berliner Parteitages der Sozialdemokratie von 1924 sagt genau das Gegenteil. (Sehr gut! bei den Soz.)

In der Frage des Staats- und Gemeindearbeiter sollte das Ministerium darauf halten, dass angesichts der grossen Arbeitslosigkeit keine überflüssigen Entlassungen erfolgen. In den preussischen Universitätskliniken haben wir noch immer

die 54 Stundenwoche für die Angestellten. (Hört!Hört! bei den Soz.) Es ist bedauerlich, dass sich das Ministerium bis jetzt nicht dazu entschliessen konnte, gerade für diese Fragen einen sachverständigen Referenten aus den Reihen des Gemeinde- und Staatsarbeiter-Verbandes zu bestellen.

Dem Etat stimmen wir zu, bitten aber, die von mir angeführten Härten für den neuen Etat 1931 auszugleichen. (Beifall bei den Soz.)

Abg. Ebersbach (Dtn.) fordert ebenfalls Ausgleich der durch die Besoldungsordnung entstandenen Härten. Das Berufsbeamtentum müsse erhalten bleiben, aber dem Staat könne nur an einer zufriedenen Beamtenschaft gelegen sein.

Die Weiterberatung findet am Dienstag, 12 Uhr statt.

-----  
Landtags-Stimmungsbild.  
-----

SPD. Berlin, 3. Februar (Eig. Bericht)

Der Preussische Landtag verabschiedete am Montag mit der Beratung der Einzelartikel in zweiter Lesung den Haushalt des Wohlfahrtsministeriums. Dabei forderte Abg. Haese-Wiesbaden (Soz.) Änderungen der Polizeiverordnungen über Arbeiterfürsorge auf Bauten und mahnte die Regierung zur energischen Durchführung des Baumschutzgesetzes zur Erhaltung der Uferwege, die namentlich in der Provinz Brandenburg noch sehr viel zu wünschen übrig lässt.

Hierauf begann die zweite Lesung des Haushalts des Finanzministeriums. Abg. Simon-Neusalz (Soz.) betonte für seine Fraktion einleitend, dass sie mit Rücksicht auf die schwierige Finanzlage Preussens keine Anträge auf Höhergruppierung von Beamtenstellen eingebracht habe. Dennoch halte sie einen Ausgleich der durch die Beamtenbesoldungsordnung von 1927 entstandenen Härte, namentlich bei den mittleren und unteren Besoldungsgruppen, für notwendig. Ganz entschieden müsse die Hetze der Rechtspresse gegen die Beamtenschaft und gegen die Versuche, die Finanznot Preussens und des Reiches auf die Besoldungsreform von 1927 zurückzuführen, zurückgewiesen werden. Angesichts der grossen Arbeitslosigkeit sollte das Ministerium darauf halten, bei den Gemeinde- und Staatsarbeitern jetzt keine allzu-grossen Entlassungen vorzunehmen. Bezüglich der Gemeinde- und Staatsarbeiter liege überhaupt noch manches im argen und das Ministerium sollte, um dieses Referat sachverständig bearbeiten zu lassen, endlich einen Referenten aus den Reihen des Gemeinde- und Staatsarbeiter-Verbandes bestellen. Schliesslich wies der Redner noch die Angriffe der Deutschnationalen zurück, dass die Sozialdemokratie gegen das Berufsbeamtentum sei. Genau das Gegenteil sei richtig. Das beweise der Beschluss des Berliner Parteitages der Sozialdemokratie vom Jahre 1924.

Von den bürgerlichen Fraktionen sprach nur noch der Abgeordnete Ebersbach (Dtn.), der ebenfalls für einen Härteausgleich bei den unteren und mittleren Beamtengruppen eintrat. Die Republik wäre nicht minder als die Monarchie auf ein zufriedenes Beamtentum angewiesen.

Die Weiterberatung des Etats des Finanzministeriums wurde auf Dienstag 12 Uhr vertagt. Ausserdem steht auf der Tagesordnung Abstimmung über den Wohlfahrts-etat.

## Unschuldig im Zuchthaus.

Von Adolf Lehing.

8. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

### Zuchthauserlebnisse.

SPD. Ich will mich bemühen, unvoreingenommen und ohne Bitterkeit und Gehässigkeit die Verhältnisse des Zuchthauseufenthaltes zu schildern. Ich habe das Gefühl gehabt, dass man in mir in Vechta keinen Raubmörder sah. Der Polizeinspektor, der jetzige Vorsteher des Untersuchungsgefängnisses Oldenburg, der Anstaltslehrer sowie der Pfarrer im Zuchthaus haben mir durch die menschenfreundlichste Behandlung mein Los wesentlich erleichtert. Sie haben mich im Rahmen der allerdings sehr engherzigen Vorschriften nach jeder Richtung hin unterstützt. Ungefähr dasselbe lässt sich über das Aufsichtspersonal der Strafanstalt in Vechta sagen.

Zuerst fertigte ich Möbel an, Tische, Schränke usw. Dann kam ich in die Bibliothek, die ich zu verwalten hatte. Langsam flossen die Jahre dahin. Die Zeit übte ihre zerstörende Wirkung auf das Nervensystem aus. Mit allen Mitteln suchte ich den Verfall aufzuhalten. In der ersten Zeit war die Ernährung ausreichend und für Zuchthausverhältnisse gut. Doch bald änderte sich das. Die Rationen wurden immer kleiner und die Ernährungsverhältnisse steigerten sich in den Jahren 1916/17 zu einer Katastrophe schlimmster Art.

Ich komme nun kurz zu dem damaligen System des Strafvollzuges. Es ist mir stets unverständlich geblieben, wie man glauben konnte, durch das einsame jahrelange Einsperren in der engen Zelle eines Zuchthauses Verbrecher bessern zu können. Nach meiner Meinung kann ein Verbrecher dadurch nur dafür reif gemacht werden, dass er im späteren Leben in der Freiheit erst recht versagt. Ich sass in der vergitterten Zelle mit einem Urteil: 14 Jahre Zuchthaus. Jede Viertelstunde meldete die Glocke der alten Klosterkirche, in welcher zugleich auch der Gottesdienst für die Gefangenen abgehalten wurde. 1--2--3--4--eine Stunde. 14 Jahre! Unausdenkbar!

In dieser Zeit hatten wir, wie schon gesagt, unablässig den Kampf gegen das Fehlurteil schriftlich und auch durch mündliche Besprechungen mit den Staatsanwälten weitergeführt. Hätten wir uns zufrieden gegeben, dann wäre wohl die ganze Strafe vollstreckt worden. Wir wurden älter, das Herz krampfte sich immer mehr zusammen. Das Schicksal wuchs sich zu immer grösseren Formen aus.

"...in drei Tagen nach Hause..."

Da nahte am 27. April 1921 die Erlösung. Mein Schicksalsgenosse, Engelbert Schmidt und ich wurden zum Generalstaatsanwalt Riesebieter berufen. Ich konnte mir auf Grund von Informationen schon denken, was los war. Mit folgenden Worten teilte uns nun der Generalstaatsanwalt im Zimmer des Oberaufsehers des Zuchthauses unsere Entlassung mit :

"Meine Herren, es ist für mich persönlich eine Freude, dass ich Ihnen mitteilen kann, dass Sie in drei Tagen, am 30. April d. J. nach Hause gehen können." Er wies uns dann darauf hin, dass die Art der Entlassung so gehalten worden wäre, dass wir uns mit dem Gedanken der Freiheit erst vertraut machen könnten. Er schilderte uns in kurzen Worten die veränderten politischen Verhältnisse. Er gab uns den Rat, uns von Politik fern zu halten. Er erklärte uns Sinn und Zweck der Bewährungsfrist und betonte, dass wir jederzeit wieder ins Zuchthaus zurückgebracht werden könnten. Aber er sagte alles freundlich und verstehend. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen seiner Art und jener des Untersuchungsrichters und des Vorsitzenden der Schwurgerichtsverhandlung!

## Schon wieder Rebing!

Jeder Leser wird sich denken können, was in mir während der letzten drei Tage vorgegangen ist. Endlich öffneten sich nach sieben Jahren und vier Monaten wieder die Tore des Zuchthauses. Zuerst ging es nach Oldenburg zu unseren Verwandten. Unsicher standen wir dem Leben gegenüber. Es ist mir schwer gefallen, zuerst den richtigen Kontakt wieder zu finden. Doch das Dasein forderte sein Recht. So wie mein Schicksalsgenosse Engelbert Schmidt und ich von Anfang an wegen des ungeheuren Schicksals unverbrüchlich zueinander gehalten hatten, so hielten wir auch nun zusammen, weiterkämpfend um Recht und Wahrheit. Unendlich viel Bitteres mussten wir in der Folge bis zur völligen Aufklärung auch in der Freiheit noch erleben. Oft wurden wir noch vieler Verbrechen und Vergehen falsch verdächtigt, und wie ein Peitschenschlag hat es mich getroffen, als mir bekannt gegeben wurde, dass ich unter Polizeiaufsicht stand.

Während der ganzen Zeit hatten wir natürlich den Kampf gegen den Fehlspruch weiter geführt. In einer Verhandlung mit dem Generalstaatsanwalt hatten wir darauf gedrungen, dass erneut Nachforschungen angestellt werden sollten. Dieses Recht wurde uns auch zugestanden. Und zwar konnten wir uns in Oldenburg und Delmenhorst je einen Polizeibeamten wählen, die nach unseren Anleitungen Nachforschungen anstellen sollten. In Oldenburg nahmen wir hierzu den früheren Gendarm Tramann, in Delmenhorst wurde uns wieder der schon früher genannte Schutzmann Rebing aufoktroiert. Ich konnte kein Vertrauen zu dem Mann haben. Es war mir auch von vornherein klar, dass wir auf diese Art und Weise keinen durchschlagenden Erfolg haben würden. In einer Konferenz zwischen einem Vertreter der Staatsanwaltschaft, einigen Referendaren und den beiden vorerwähnten Beamten habe ich dann ganz energisch versucht, zu erreichen, dass die Angelegenheit unseres Alibis erneut einer Prüfung unterzogen werden sollte. Hiermit bin ich jedoch nicht durchgedrungen.

Dann kam die Zeit, in der durch energisches Vorgehen der beiden Verteidiger, der Rechtsanwälte Ehlermann und Schiff, nach vielen Konferenzen und Besprechungen der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens zustande kam. Die Spannungszeiten, die folgten, waren nicht minder schwer, als alles vorhergegangene. Furchtbar waren die Enttäuschungen. Das Landgericht lehnte glattweg überhaupt alles ab. Es lehnte sogar die Vernehmung von Zeugen von vornherein ab.

## Der Aufklärung entgegen.

In Osnabrück erhielt ich von meinem Schicksalsgenossen Engelbert Schmidt das niederschmetternde Telegramm "Wiederaufnahme endgültig abgelehnt". Telefö-phonisch habe ich mich dann mit Engelbert Schmidt sofort verständigt. Ich konnte es nicht fassen, dass das Recht wieder unterlegen war. Am anderen Morgen fuhr ich nach Oldenburg, wo ich mit meinem Schicksalsgenossen die sofortigen weiteren Massnahmen besprach. Jetzt endlich war es an der Zeit, in voller Öffentlichkeit den Kampf nach meinen schon früher entworfenen Plänen rücksichtslos aufzunehmen. Schon 1915 habe ich den Vorschlag gemacht, durch die Presse auf das Gewissen der Täter sowie der Mitwisser einzuwirken. Ich ging dabei von folgenden Erwägungen aus: Das Delmenhorster Verbrechen war mindestens von drei, bzw. vier Personen ausgeführt worden. Eine solche Tat musste Mitwisser haben oder sie musste späterhin zur Kenntnis anderer gekommen sein, die bisher Grund gehabt hatten, zu schweigen. Denn irgendwo mussten die Täter nach der Flucht geblieben sein, irgendwo mussten sie sich vor der Flucht aufgehalten haben und irgendwo mussten Besprechungen zwischen den Tätern stattgefunden haben und die Schlagwerkzeuge, Sandsack und Bleiknüppel angefertigt worden sein. Und letzten Endes musste auch irgendwo das geraubte Goldgeld verausgabt oder umgewechselt worden sein. Mit ebensolcher Sicherheit war anzunehmen, dass der eine oder andere der Täter Freundschaften mit Frauen gehabt hatte, denen die Täterschaft in höchster Wahrscheinlichkeit dadurch auch bekannt war.

# Aus aller Welt

## Todesurteil für Mutttermord.

Die Eier nach Erde - Die Untat im Ziegenstall - Die Schwester als Angeberin.

SPD. Eine Gerichtsverhandlung vor dem französischen Schwurgericht in Orléans, deren letzte Worte das Todesurteil gegen eine junge Bäuerin verkündeten hat eine erschütternde Bauerntragödie aufgerollt.

Im Landbezirk von Orléans lebte die 62 Jahre alte Bauernwitwe Hermance Pelletier. Ihr Gut umfasste 15 Hektar. Zwei Töchter im Alter von 15 und 27 Jahren und ein Knecht bewirtschafteten es zusammen mit der Mutter. Ohne deren Wissen heiratete die ältere Tochter heimlich den Knecht, weil sie im Dorf keinen anderen Mann finden konnte, denn die Witwe war arm. Später schloss die Mutter mit dem jungen Paar einen Pachtvertrag und überliess ihm einen Teil der Äcker und des Hauses zur Selbstbewirtschaftung. Das reichte aber nicht hin und nicht her. Neidisch wurde die Mutter betrachtet, die den beiden im Wege stand. Also beschloss die verheiratete Tochter, die Mutter umzubringen und - sie brachte sie um. Als die Mutter eines Tages im Ziegenstall mit einem Grasbündel von der Leiter stieg, warf ihr die Tochter einen Strick um den Hals, riss sie auf die Erde und trat ihr mit dem Fuss die Kehle zu, bis sie erstickte. Dann hängte die Mörderin die Tote kunstgerecht an eine Leitersprosse und täuschte auf diese Art einen Selbstmord vor.

Der Schwiegersohn kam nach Hause und seine Frau berichtete ihm, die Mutter habe sich im Stall erhängt; es lohne sich nicht, hinauszugehen, denn sie sei schon kalt. Beerdigung - Schluss. Erst einen Monat später brachte die fünfzehnjährige Schwester, die von der Mörderin gehasst und deshalb täglich misshandelt wurde, Gerüchte ins Dorf. Immer mehr Getuschel und Geraune, Polizei, Vernehmung, Geständnis, Gerichtsverhandlung.

Vor den Geschworenen entrollt sich noch einmal die Tragödie. Die Mörderin schildert die Vorgänge eingehend, sucht aber die Schuld auf ihren Mann zu schieben, der alle Pläne ausgeheckt und die Tat veranlasst habe. Ein Bruder der Ermordeten sagt, es wäre gut, dass das Verbrechen aufgedeckt wurde, sonst wäre es bestimmt nicht bei dem einen geblieben. Urteil: Todesstrafe. Dass allerdings milde Gnade vor strenges Recht gehen wird, ist anzunehmen.

+ + +  
Doppelte Blutschande. In Gummersbach wurde ein Arbeiter aus Niedernhagen wegen wiederholter Blutschande, begangen an seinen beiden minderjährigen Töchtern, zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Gegen den Sohn des 52 Jährigen wird vor dem Jugendgericht ebenfalls wegen Blutschande verhandelt werden. Der Arbeiter ist lungenkrank. Die Familienverhältnisse sind zerrüttet.

+ + +  
Fünf Stunden Selbstmörderschau. In Genf erhängte sich dieser Tage ein Unternehmer wegen Geschäftssorgen in einer öffentlichen Toilette. Die Polizei wurde benachrichtigt, ein Arzt wurde geholt, aber man begnügte sich damit, dass der Unglückliche endgültig tot sei, und - liess ihn im übrigen hängen. Endlich, nach fünf Stunden, nachdem ungefähr sämtliche Genfer Strassengänger das schauerliche Vergnügen gehabt hatten, die Toilette mit dem Erhängten zu besichtigen, fand sich der einzige Mann in Genf, der den Angehörigen die Leiche wiedergeben konnte: der Untersuchungsrichter. Es gibt nämlich eine Bestimmung im Genfer Gesetz, derzufolge Selbstmörder in der Lage gelassen werden sollen, in der sie aufgefunden werden, bis sie der Untersuchungsrichter gesehen ha

+ + +

Tanz um den Tanz. Die Offensive der niederländischen Regierung gegen den Tanz hat nunmehr mit voller Kraft durch Ernennung eines "Antitanzmassnahmen-ausschusses" eingesetzt. Ein Amtsrichter, ein Bürgermeister, ein Seminardirektor und der Amsterdamer Polizeipräsident Versteeg gehören dem Ausschuss an. Die Ausschussmitglieder sollen zunächst Gutachten erstatten.

+ + +  
Verhaftete Eisenbahnräuber. Der polnischen Polizei ist es gelungen, einer gut organisierten Diebesbande auf die Spur zu kommen, die seit längerer Zeit regelmässig alle Züge, die auf der Strecke Lodz-Glowno verkehrten, bestahlen. Zu der Diebesbande gehört das gesamte Bedienungspersonal dieser Züge, das in einer Zahl von 13 Personen verhaftet wurde.

+ + +  
Papageienkrankheit und Papageienpsychose. Die Nachricht von dem Übernehmen der Papageienkrankheit in Deutschland und der Tschechoslowakei hat eine starke Panik unter den Warschauer Papageienbesitzern hervorgerufen. Bisher hat der Warschauer Zoologische Garten von den erschreckten Besitzern 30 wertvolle Papageien geschenkt erhalten, die nach eingehender Untersuchung sich alle als gesund erwiesen haben.

+ + +  
"Bis aufs Hemd". Seit einigen Jahren besteht an der polnisch-sowjetrussischen Grenze die Sitte, dass sich am sogenannten Jordan-Feiertage die Einwohner der beiderseitigen Grenzgebiete diesseits und jenseits eines Grenzflüsscher versammeln, um gemeinsame Gottesdienste abzuhalten und sich dann gegenseitig zu verständigen und Ratschläge auszutauschen, zumal sich auf beiden Seiten zahlreiche voneinander getrennte Mitglieder der selben Familien aufhalten, die ihre Verwandten jenseits des Kordons wiedersehen möchten. Auf diese Weise versammeln sich alljährlich an der Grenze Tausende von Menschen. Auch zum letzten Jordantage sind grosse Menschenmassen an den Grenzfluss Korczyk gewandert, aber alles endete in einem tragischen Geschrei auf beiden Seiten, das schliesslich von den bolschewistischen Soldaten erstickt wurde. Die auf russischer Seite versammelte Menge versuchte, durch verzweifelttes Mienenspiel ihren Verwandte kund zu tun, dass sie hungrig sei und dass man ihr alles "bis aufs Hemd" - wie die Gesten bewiesen - fortgenommen habe. Dieses tragische Pantomimenspiel hat auf die polnischen Zuschauer einen erschütternden Eindruck gemacht. Mehrere Personen wurden ohnmächtig.

+ + +  
Doppelmord und Freitod. Der Landwirt Max Boelsing in Stallupönen hat in der Nacht zum Montag seine beiden Kinder mit Axthieben und Rasiermesserschnitt getötet und sich dann vor einen Zug geworfen. Boelsing war im Jahre 1922 nach Stallupönen gezogen. Unweit der Stadt kaufte er sich ein grosses Gut. In der ganzen Gegend galt er als wohlhabend. Mit der Inflationszeit geriet er indessen immer stärker in finanzielle Schwierigkeiten hinein, die ihn schliesslich zum Bintausch des Gutes gegen einen kleineren Hof von 15 Morgen zwangen. Die Frau Boelsing starb vor zwei Jahren. Dem Mann blieb nun noch seine elfjährige Tochter und ein 22 jähriger Sohn. An beiden Kindern hing Boelsing mit grosser Liebe. Er hatte ihnen eine gute Schulbildung zuteil werden lassen. Der Sohn absolvierte die höhere Lehranstalt für Landwirte in Landsberg/Warthe, die Tochter war eine Schülerin des Stallupöner Lyceums. Die Familie lebte einträchtig zusammen, aber immer schwierigere wirtschaftliche Verhältnisse verdunkelten ihr Dasein. Boelsing sah keinen Ausweg mehr. Die entsetzliche Absicht, die er zur Tat lassen werden wollte und furchtbarerweise auch liess, verhehlte er seinen Kindern. Er sass noch bis zehn Uhr abends in harmloser Unterhaltung mit ihnen zusammen. Dann gingen die Kinder zu Bett und der Vater schrieb einen Abschiedsbrief an den Bürgermeister von Stallupönen. Als er im weiteren Verlauf der Nacht auch alle anderen Dinge geordnete hatte, nahm er eine Axt zur Hand, erschlug mir ihr denschlafenden Sohn und die schlafende Tochter und schnitt dann noch beiden Kindern mit einem Rasiermesser die Kehle durch. Um

vier Uhr morgens sah man den Landwirt das Gut in der Wegrichtung nach der Eisenbahn verlassen. Wenige Stunden später fand man ihn auf der Strecke Stallupönen-Pillkallen liegen, wo ihm der Schnellzug den Schädel zertrümmert und das linke Bein abgerissen hatte....

+ + +

"Soll und Haben" auf der Anklagebank. Gegen die Inhaber des bekannten alten Handlungshauses Molinari & Söhne, das Gustav Freytag Inspiration und Vorlage zu dem Kaufmannsroman "Soll und Haben" gewesen ist, begann am Montag vormittag in Breslau eine Gerichtsverhandlung auf Grund einer Anklage, die der üblen Geschäftsgebarung der Im- und Exportfirma in den Jahren nach der Inflation gilt. Auf der Anklagebank sitzen der 61jährige Jacob Molinari und der 34jährige Adolf Grzimek, ferner zwei Angestellte. Die Firma liess sich auf Grund ihres guten alten Namens unverantwortlich hohe Kredite geben und liess nach der Zahlungseinstellung im April 1925 die Geschäftsbücher zum Teil vernichten oder verheimlichen. Besonders Grzimek werden unverantwortliche Spekulationen, die den Hause und somit seinen Gläubigern in die Hunderttausende gehende Verluste einbrachten, vorgeworfen. Ausserdem werden sich die Angeklagten wegen offensichtlichen Wechselbetruges zu rechtfertigen haben. Die Anklageschrift umfasst 150 Seiten, die Verhandlung wird mehrere Wochen in Anspruch nehmen.

+ + +

20 Seeluete ertrunken. Der dänische Dampfer "Nelly" ist im finnischen Meerbusen in der Nähe des Leuchtturms Söderskär zwischen Helsingfors und Kotka auf Grund geraten. Die gesamte Besatzung von 20 Mann dürfte ums Leben gekommen sein.

+ + +

Die Museumsbombe. Ganz London hat sich am Sonntag furchtbar aufgeregt, weil in den Sonntagsblättern die Nachricht stand, dass in der indischen Abteilung des britischen Museums eine ganz gefährliche Bombe gefunden worden sein soll. Angeblich wäre die Sprengladung stark genug gewesen, die ganze Indienabteilung auffliegen zu lassen. Vorerst aber flog die Sensation als solche auf, denn die Polizei stellte fest, dass die Bombe von zwei Leuten gelegt worden ist, die die Absicht hatten, über die ganze Geschichte eine grosse Reportage zu schreiben, um sie dann meistbietend an die Sonntagszeitungen zu verkaufen. Die Absicht ist gelungen: die Zeitungen hatten ihre Sensation. Wer die Urheber sind, konnte die Polizei bis jetzt nicht ermitteln.

Ueber die Vorbereitung des Tricks wird noch bekannt: ein Mann, der sich Ali Khan nannte, telefonierte bei der Polizei an, um ihr mitzuteilen, dass er in einem Restaurant in Soho, dem Stadtteil der Ausländer und der guten Restaurants, die Unterhaltung von zwei indischen Studenten mit angehört habe, in der die Verabredung getroffen worden wäre, die indische Abteilung in britischen Museum explodieren zu lassen. Natürlich schickte die Polizei sofort einige beherzte Leute in das Museum, die auch eine Bombe fanden. Aeusserst behutsam ging man an die chemische Untersuchung der Bomben und stellte, vermutlich nicht ganz unenttäuscht, fest, dass es bei Gott einen kleinen Knall gegeben hätte, aber bei Buddha keine Vernichtung der indischen Schätze.

+ + +

Ueberfall auf ein Postauto. Auf offener Strasse wurde zwischen zwei Dörfern im Kreise Schlüchtern ein nur mit Postbeamten besetztes Postauto, das den Zubringerdienst zu den Posthilfsstellen dient, von zwei Männern unter Waffendrohung überfallen. Der Postschaffner wurde gezwungen, den Räubern die Postsäcke und 8000 Mark Bargeld, sowie Postanweisungen und Wertbriefe herauszugeben.

+ + +

Geheimnisvoller Mord. Im Wald bei Maubach (Wttbg.) wurde die 18 Jahre alte Tochter des Malermeisters Riegraf in Backnang ermordet aufgefunden. In der Nähe lag ein Auto im Strassengraben. Der Chauffeur wurde tot, mit geöffneten Pulsadern und einem Messer in der Brust in einer in der Nähe gelegenen Tan-  
nenschönung gefunden.





## Schwere Geburt.

### Der Kampf um die Sozialversicherung in Frankreich.

SPD. Das grosse französische Sozialversicherungsgesetz, das am 5. April 1928, ein Monat vor dem Wahltermin, feierlich verkündet wurde, sollte am 5. Februar 1930 endgültig durchgeführt werden. Das Versprechen ist nicht gehalten worden. Die Sozialreaktion hat sich redlich bemüht, die Durchführung des Gesetzes zu verschleppen, um Zeit zu gewinnen, die Sozialversicherung für die Arbeiterschaft nach Kräften zu verschlechtern.

Als anfangs 1929 der Arbeitsminister Loucheur die Ausführungsbestimmungen erliess, setzte der Gegenstoss der Sozialreaktion ein, erst vorsichtig, dann immer dreister und ungestümer. Loucheur liess sich einschüchtern. Er versprach die Einbringung einer Novelle zum Versicherungsgesetz, die am 24. Oktober des vergangenen Jahres dem Senat vorgelegt wurde. Im Senat holte die Sozialreaktion zu einem grossen Schlag aus. Er zerschlug beinahe die ganze Verwaltungsorganisation. So liess er weder die staatlichen primären Kassen in den Kommunen noch Kontroll- und Rückversicherungsinstanzen in den Provinzen bestehen. Er wollte sogar das Zentralverwaltungsamt in Paris beseitigen, was ihm allerdings nicht gelang, weil zur Unterbringung des Amtes bereits ein neues grosses Verwaltungsgebäude mit einem Kostenaufwand von 8 Millionen erbaut worden war. Die Art der Beitragserhebung wurde vom Senat ebenfalls abgeändert. Statt einer Beitragsleistung nach dem effektiven Lohnbetrag wurden die Beiträge nach Lohnkategorien überschlägig gestaffelt. Lange überaus schwierige Verhandlungen folgten, bis sich Senat, Arbeitsminister und Finanzminister auf ein lahmes Kompromiss einigten. Danach soll das Gesetz zunächst nicht, wie ausdrücklich beschlossen und verkündet war, schon am 5. Februar 1930 in Kraft treten, sondern an diesem Tag will man erst mit der Erhebung der Zahl der Versicherungspflichtigen beginnen - eine Arbeit, deren Dauer auf 3 Monate geschätzt wird.

Wie das Gesetz am Ende des Leidesweges aussehen wird, ist schwer zu sagen. Neue Abänderungen sind zu erwarten. Einstweilen sieht man folgendes Bild: Das Versicherungssystem erstreckt sich sowohl auf das Gebiet der Kranken- und Invalidenversicherung als auch auf das der Alters- und Sterbegeldversicherung. Es umfasst einstweilen alle Arbeitnehmer mit einem Einkommen von unter 15 000 Franken. Die Gesamtzahl der Versicherungspflichtigen dürfte danach rund 8½ Millionen Arbeitnehmer betragen. Versicherungspflichtig sind nicht nur Franzosen, sondern auch ausländische Arbeiter, die ihren Wohnsitz dauernd in Frankreich haben. Auch freiwillige Versicherung ist zugelassen. Als Versicherungsträger gelten die Grundkassen, die teilweise mit den bereits früher bestehenden kleinen Versicherungseinrichtungen identisch sind. Sie unterstehen den Departementskassen. Der Versicherungspflichtige kann sich die Grundkasse selbst wählen. Wer keiner Grundkasse angehört, wird bei der Departementskasse versichert.

Die Leistungen bestehen bei der Krankenversicherung in ärztlicher Behandlung und in Stellung der Arzneimittel. Der Versicherte hat jedoch in Krankheitsfällen 15 % der Unkosten aus eigener Tasche zu tragen. Das Krankengeld beträgt bis zu 6/10 des Durchschnittslohnes. Voraussetzung für Leistungen der Versicherung ist eine gewisse Wartezeit, die im Prinzip auch in allen anderen Zweigen in der Sozialversicherung zur Anwendung kommt. Die Invalidenversiche-

ung tritt in dem Augenblick in Kraft, wo ein arbeitsunfähiger Kranker nach sechsmonatigem Bezug der Krankenhilfe oder nach Heilung seiner Unfallverletzung um wenigstens  $\frac{2}{3}$  seiner Erwerbsfähigkeit beschränkt ist. Die Altersversicherung tritt im allgemeinen mit dem 60. Lebensjahr in Wirksamkeit. Die Altersrente beträgt mindestens 40 % des durchschnittlichen Jahresarbeitsverdienstes; wenn ein Versicherter 60 Jahre alt ist und 30 Jahre lang jährlich für wenigstens 240 Arbeitstage Beiträge geleistet hat. Hinterbliebenenrente steht nur Waisen von Versicherten zu. Eine Arbeitslosenhilfe besteht insofern, als bis zur Dauer einer Arbeitslosigkeit von 6 Monaten die Ansprüche des Versicherten auf die Leistungen der Sozialversicherung aufrecht erhalten werden.

Das Kompromiss, zu dem man nach den Verhandlungen im Senat gekommen ist, und das noch einer genaueren Ausarbeitung in den Details sowie der endgültigen Genehmigung durch das Plenum der Kammer und des Senats bedarf, eröffnet beängstigende Aussichten. Der Beitrag, der ursprünglich 10 % vom Lohn eines jeden versicherungspflichtigen Arbeitnehmers betrug und zu gleichen Teilen vom Arbeitnehmer und vom Unternehmer zu tragen ist, soll jetzt auf 8 % herabgesetzt werden. Werden sich die Sozialreaktionäre damit zufrieden geben? Sollen ferner die tragenden Pfeiler der neuen Versicherungsorganisation nicht mehr die staatlichen "primären Kassen" sein, sondern die privaten genossenschaftlichen Versicherungsvereine, deren Zahl zur Zeit rund 60 beträgt? Was geschieht an den Plätzen, wo solche Organisationen fehlen und auch nicht aus dem Boden gestampft werden können? Wie steht es mit der Leistungsfähigkeit dieser Vielheit von kleinen Kassen, die, abgesehen von den grossen Industriezentren, in den meisten Fällen nur über eine geringe Mitgliederzahl verfügen? Welche Vorschriften werden für die Verwendung der angesammelten Versicherungsgelder erlassen werden? Soll die Arbeiterschaft, wie es den Anschein hat, künftig nichts oder nur wenig in die Sozialversicherung hineinzureden haben? So viel Fragen - so viel Rätsel.

---

SPD. Die Ergebnisse des amtlichen Schlichtungsverfahrens während des Jahres 1928 sind soeben im Reichsarbeitsblatt veröffentlicht worden. Die mitgeteilten Zahlen sind im grossen und ganzen ein Beweis für eine erfolgreiche Tätigkeit der Schlichtungsbehörden. Im Berichtsjahr wurden 8 037 amtliche Schlichtungsverfahren eingeleitet. Davon konnte ein grösserer Teil durch Einigung der Parteien erledigt werden. Mit 7580 Verfahren befassten sich die Spruchkammern, wobei 4365 Schiedssprüche gefällt wurden. Hiervon wurden 1603 von beiden Parteien angenommen, 1694 von den Arbeitgebern, 582 von den Arbeitnehmern und 263 von beiden abgelehnt. Nur in 266 Fällen blieb das Schlichtungsverfahren ohne jeden Erfolg, sodass ein tarifloser Zustand eintrat. Das führte in 14 Fällen zu Arbeitskämpfen und in 5 Fällen zur Stilllegung der Betriebe. Nur in 3 Fällen wurde nach Arbeitskämpfen der Schiedsspruch angenommen. Die amtlichen Ziffern sind auch ein Beleg für den "Klassenkampf von oben", denn die Verständigungsbereitschaft war hauptsächlich bei den Arbeitnehmern zu finden.

---

SPD. die sozialdemokratische Fraktion im ungarischen Parlament hat einen Antrag eingebracht, um die skandalös niedrigen Unterstützungen der Kriegsinvaliden, Kriegerwitwen und -Waisen zu erhöhen. In der Begründung des Antrags wird darauf verwiesen, dass der Staat rund 100 Millionen für die Optanten opfert. Die Agitation der Sozialdemokraten gegen das Optanten-Panama ist der ungarischen Regierung äusserst unangenehm. Die Sozialdemokratische Partei wurde bereits ein Verbot der freien Kolportage ihres Blattes "Nepszava" angedroht, um sie zu zwingen, ihre Propaganda einzustellen.

## Höhere Textilzölle.

### Der oberflächliche Reichsrat.

SPD. Der Reichstag wird sich in den nächsten Tagen mit den Zollwünschen der Textilindustrie zu beschäftigen haben. Die Reichsregierung selbst hat vor Weihnachten die Forderung der Textilindustriellen nach höheren Zöllen abgelehnt, weil sie in einer Zollerhöhung nicht das geeignete Mittel erblicken kann, die in einigen Textilzweigen eingetretenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu mildern. Der Reichsrat sprach sich jedoch, gegen die Stimmen Preussens, für Zollerhöhungen in der Baumwoll- und Wollindustrie aus. Er machte sich die Begründung für die von ihm befürworteten höheren Textilzölle sehr leicht, indem er ganz allgemein auf die schlechte Lage in der Textilindustrie hinwies.

Mit einer solch erstaunlich oberflächlichen Argumentation kann man aber nicht an die Dinge herangehen. Hier handelt es sich um Entscheidungen von grosser Tragweite. Höhere Textilzölle würden u.a. handelspolitische Auseinandersetzungen mit anderen Ländern, insbesondere mit Frankreich, nach sich ziehen. Dabei würde der deutsche Aussenhandel nicht profitieren. Es sei in diesem Zusammenhang nur daran erinnert, dass der Export deutscher Waren nach Frankreich, seit dem wir den deutsch-französischen Handelsvertrag haben, um mehr als 300 Millionen Mark gestiegen ist. Das ist kein Pappenstiel. Deshalb kann auch ein Reichsrat nicht ohne weiteres auf die Zollwünsche der Textilindustrie eingehen.

Es ist überhaupt davor zu warnen, die Textilkonjunktur so anzusehen, wie sie von Unternehmern geschildert wird. Selbstverständlich hat auch die Textilindustrie unter der rückläufigen Konjunkturbewegung im Jahre 1929 gelitten. Das dürfte insbesondere, für die Baumwollindustrie gelten. Man kann aber unmöglich die ungenügende Beschäftigung und die gedrückte Marktlage der Baumwollindustrie auf die ausländischen Einfuhren zurückführen, wie das die Zollfreunde unter den Textilindustriellen immer tun. Der Aussenhandel der Textilindustrie ist im stärksten Mass von Konjunktoreinflüssen abhängig. Haben wir Hochkonjunktur, dann steigt die Einfuhr an Textilwaren, weil die einheimische Industrie die stürmisch werdende Nachfrage nach Textilien nicht rasch genug decken kann. Gleitet die Konjunktur ab, dann geht die ausländische Einfuhr sofort zurück. So ist z.B. die Einfuhr von Baumwollwaren von 65 Millionen kg im Jahre 1927 (einem guten Konjunkturjahr) auf 33 Millionen kg im Jahre 1929 (einem weniger guten Konjunkturjahr) zurückgegangen. Sie beträgt gegenwärtig nur etwa 10 % des Inlandesverbrauchs. Die Zusammenhänge liegen auf der Hand.

Dabei muss berücksichtigt werden, dass die Hälfte der Importmengen auf Feingarne entfällt; diese werden in Deutschland nicht in ausreichender Masse und in entsprechenden Qualitäten hergestellt. Die Umstellung der deutschen Fabrikation auf feinere Garne ist auch endlich in Gang gekommen und zeigt Fortschritte. Andererseits wird die Lage der deutschen Baumwollindustrie durch den abnehmenden Baumwollverbrauch gekennzeichnet, der sich in der ganzen Welt zeigt. Die Verbrauchsabnahme in Baumwolle wirkt sich in Deutschland zweifellos stärker aus als anderswo, was sich durch die hohen Textilwarenpreise erklärt. Die stärkere Verwendung von Baumwolle in anderen Industriezweigen, z.B. in der Reifenindustrie, war bis jetzt nicht in der Lage, den Ausfall des geringen Kleiderverbrauchs aus-

zugleichen.

Das Hauptübel in der Baumwollindustrie ist in dem Gegensatz zwischen Produktionsmöglichkeit (Kapazität) und Verbrauch zu erblicken. Die deutsche Baumwollindustrie hat nicht nur die durch Abtretung von Elsass=Lothringen verlorene Kapazität in Höhe von 1,75 Millionen Spindeln ersetzt, sondern auch ihren Spindelbestand über den Stand von 1913 ausgedehnt. Die ganze Industrie ist aufgebläht. Notwendig ist die Angleichung der Kapazität an die Absatzmöglichkeiten. Anders kann man nicht zu gesunden Verhältnissen gelangen. Ausserdem hat die Baumwollindustrie die Rationalisierungsmöglichkeiten lange noch nicht erschöpft.

Wie oberflächlich die Stellungnahme des Reichsrats begründet ist, beweist auch die Tatsache, dass der Reichsrat auch höhere Zölle für Kammgarn und für Kalikostoffe (Buchbinderzeug) fordert. Der deutschen Kammgarnspinnerei geht es immerhin leidlich, zumindesten viel besser als der deutschen Baumwollindustrie. Hinsichtlich der Kalikostoffe bemerken wir nur, dass sich der Reichswirtschaftsrat im vorigen Jahr für eine Senkung der Kalikostoffzölle aussprach mit der Begründung, dass das Kartell der Kalikostoffproduzenten mit Hilfe des Zollschatzes die Preise übermässig hoch hält. Das besagt wohl alles.

Man soll sich überhaupt davor hüten, für die Textilindustrie hinsichtlich der Zölle Präzedenzfälle zu schaffen. Wir wissen, dass seit langem die Kunstseidenindustrie nach höheren Zöllen verlangt, angeblich wegen des Imports billiger Garne nach Deutschland. Dabei wird verschwiegen, dass die deutsche Kunstseidenindustrie auch jetzt noch sehr gut beschäftigt ist und dass sie einen sehr grossen Export an feineren Kunstseidengarnen und Kunstseidenstoffen hat. Der Exportüberschuss der deutschen Kunstseidenindustrie machte 1929 nicht weniger als 25 Millionen Mark aus. Wie man hier von der Notwendigkeit höherer Zölle sprechen kann, bleibt unerfindlich. Vielleicht fühlt sich der Reichsrat bewogen, der Kunstseidenindustrie die Möglichkeit zu einer monopolistischen Preisbildung zu geben. Seitdem der Reichsrat sich für höhere Baumwollzölle aussprach, halten auch die weiterverarbeitenden Industrien den Augenblick für gekommen, Zollforderungen zu stellen. Das gilt u. a. für die Wirkwarenindustrie. Die Wirkwarenindustriellen werden selbstverständlich nicht allein bleiben. Wenn der Reichsrat so leichtfertig verfährt, werden auch andere Sparten in der Textilindustrie ihr Glück versuchen.

Hoffentlich bleibt der Reichstag fest, indem er objektiv die Unterlagen der Zollwünsche prüft und Reichsrat und Textilindustrielle eines besseren belehrt. Wir wollen uns nicht unbegründet der Zollwünsche wegen in handelspolitische Abenteuer stürzen, die der deutschen Wirtschaft Hunderte von Millionen kosten werden.

---

SPD. Die Aufkäufe in der schweren Industrie halten immer noch an und zwar dürfte in den letzten Tagen eine Reihe von Werken ihren Besitzer gewechselt haben. In Frage kommen die Schöntaler Stahl- und Eisenwerke Peter Harkort G.m.b.H. und die Geisweider Eisenwerke A.-G. in Geisweid, weiter die Bergbau- und Hütten-A.-G., Friedrichshütte in Herdorf, die Press- und Walzwerk A.-G. in Düsseldorf-Reisholz und die Oberbilker Stahlwerke A.-G. Bei den letzten Werken handelt es sich um den Besitz des in Holland lebenden Barons Thyssen, der bei der Teilung des Thyssen'schen Erbes auf den Baron Thyssen überging, während Fritz Thyssen die eigentlichen Montanbetriebe (jetzt zum Teil Ruhrtrust) behielt. Die genannten Werke weigerten sich, der Internationalen Rohstahlgemeinschaft beizutreten. Man hat den Widerstand dadurch gebrochen, dass man sie einzelfach aufkaufte. Diese Aufkäufe - es handelt sich um Millionengeschäfte - sind nur ein Glied in einer Kette von Transaktionen, die die rheinisch-westfälische Schwerindustrie förmlich übertrusten. Die Frage ist nur die, woher die schwere

Industrie, die sich immer über eine ungesunde Kapitalbildung beklagt, diese Millionen eigentlich nimmt?

---

SPD. Der Bergarbeiterverband schreibt uns: "Unter Führung der Bubiag versucht die Werksgemeinschaft im Niederlausitzer Braunkohlenbergbau unter allen Umständen festen Boden zu gewinnen. Um nun die Werksvereinsmitglieder noch straffer an die Betriebe zu verankern, hat man neuerdings Werkssparkassen gegründet. Dabei tut sich besonders die Hallesche Pfännerschaft hervor. Vor diesen Werkssparkassen kann nur dringend gewarnt werden, weil sie die persönliche Willensfreiheit des Arbeiters behindern. Der Arbeiter kann auch seine Spargroschen bei den Werkssparkassen nicht mündelsicher anlegen. Gehen die Betriebe in Konkurs usw., dann sind in der Regel die Gelder der Sparer verloren. Das sollte vor allem beherzigt werden."

---

SPD. Der Ausweis der Reichsbank vom 31. Januar spricht dafür, dass die Bank der Forderung nach einer weiteren Diskonterhöhung ohne Zweifel nachkommen kann. Der Ultimo brachte kaum Schwierigkeiten. Die Steigerung in der Kreditbeanspruchung der Bank beträgt 363,9 Millionen Mark. Damit ist der von der Bank gewährte Gesamtkredit von 3191,5 Millionen Mark Ende Dezember 1929 auf 2315,1 Millionen Mark zurückgegangen. Ende November 1929 machte er 2667 Millionen Mark aus. Das Reich nahm den Kredit der Bank mit 25 Millionen Mark (Reichsschatzwechseln) in Anspruch (Gesamtbestand 25 Mark). Handelswechsel und Schecks stiegen um 220,7 Millionen auf 2027,9 Millionen Mark (Ende Dezember 1929 = 2607,7 Millionen Mark), die Lombardbestände sind um 118,2 Millionen Mark auf 169,5 Millionen Mark angewachsen (Ende Dezember = 250,6 Millionen Mark).

Die Bestände an Gold und deckungsfähigen Devisen zusammen haben sich um 7,8 Millionen auf 2 694,1 Millionen Mark erhöht und zwar haben die Goldbestände um 10,6 Millionen auf 2297 Millionen Mark zugenommen, die Bestände an deckungsfähigen Devisen um 2,8 Millionen auf 397,1 Millionen Mark abgenommen.

Die Deckung der Noten durch Gold allein betrug 49,4 % gegen 57,8 % in der Vorwoche, diejenige durch Gold und deckungsfähige Devisen 57,9 % gegen 68 %.

---

SPD. Die schweizerische Genossenschaftsbank in St. Gallen schliesst für das Jahr 1929 mit einem Ueberschuss von 850 000 Franken ab gegenüber 710 000 Franken im Jahre 1928. Die Dividende beträgt  $5\frac{1}{2}$  %, die auf ein voll einbezahltes Aktienkapital von 13,8 Millionen Franken zu zahlen ist. Der Umsatz wird mit 1,5 Milliarden Franken angegeben.

---

SPD. Nach einer Aufstellung der Wirtschaftsabteilung des Völkerbundes machte der Gesamtwert des Welthandels im Jahre 1928 = 66 708 Millionen Dollar aus. Die Steigerung gegenüber dem Jahre 1927 beträgt 2,5 % und gegenüber dem Jahre 1926 = 5 %. Unter den erfassten Staaten steht Nordamerika mit einem Anteil am Welthandel in Höhe von 13,65 % an erster Stelle. Es folgen England mit 13,13, Deutschland mit 9,17 und Frankreich mit 6,16 %.

---

Schwach nach festerem Beginn.

(Berliner Getreidebörse vom 3. Februar.)

SPD. Die Berliner Produktenbörse eröffnete am Montag in ziemlich stetiger Haltung, die Tendenz schwächte sich jedoch im weiteren Verlauf merklich ab. So waren die Notierungen am Markte der Zeitgeschäfte für Roggen ziemlich unverändert, für Weizen eher etwas fester, jedoch lagen die Schlussnotierungen besonders beim Weizen nicht unbeträchtlich unter dem Niveau des Vortages. Auch im Handel mit effektiver Ware wurden für Weizen im Anfang etwas mehr bezahlt; nachdem jedoch aus Liverpool schwächere Meldungen eingelaufen waren, flaute auch hier die Stimmung ab. Ganz ähnlich lagen die Dinge im Roggengeschäft. Die Vormittagsnotierungen waren hier trotz keineswegs dringenden Angebots nicht immer wohl behauptet. Am Mehlmarkt versuchten die Mühlen zunächst höhere Preise durchzusetzen, was ihnen jedoch kaum gelang. Es fanden lediglich zu Vormittagskursen Umsätze in sehr bescheidenem Umfange statt. Hafer hatte etwas stetigere Tendenz. Die Kauflust des Inlandes war zwar nicht allzu rege, jedoch gelang es einige Abschlüsse mit dem Ausland, allerdings nur in allerfeinsten Qualitäten zu tätigen.

	1. Februar	3. Februar
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	240 - 243	240 - 243
Roggen	160 - 164	159 - 163
Braugerste	160 - 170	160 - 170
Futter- und Industriergerste	140 - 150	140 - 150
Hafer	127 - 137	127 - 137
loco Mais Berlin	-	-
Weizenmehl	28,50-35,00	28,50-35,00
Roggenmehl	21,50-24,75	21,50-24,75
Weizenkleie	8,50- 9,25	8,50- 9,00
Roggenkleie	8,25- 8,75	8,25- 8,75

Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte: Weizen März 254-251 $\frac{1}{2}$ , Mai 265 bis 263 $\frac{1}{2}$ , Juli 274-273 Brief. Roggen März 179-178 $\frac{1}{2}$ , Mai 186 $\frac{1}{2}$ -185 $\frac{1}{2}$ , Juli 187 Brief. Hafer März 143 Brief. Mai 151-150 Brief, Juli 155 und Brief.

#### Amtliche Eiernotierung.

SPD. Preise in Pfennigen je Stück im Grosshandel: Deutsche Eier: Trinkereier (vollfrische, gestempelte), Sonderklasse über 65 Gramm 15 $\frac{1}{2}$ , Klasse A 60 Gr. 14, Kl. B. 53 Gr. 12 $\frac{1}{2}$ , Kl. C. 48 Gr. 10, frische Eier Klasse A über 53 Gr. 11 $\frac{1}{2}$ , aussortierte kleine und Schmutzeier 8 $\frac{1}{2}$ . - Auslandseier: Dänen 18er 15 $\frac{1}{2}$ , 15 $\frac{1}{2}$ -16er 13, Holländer (Durchschnittsgewicht) 60 bis 62 Gr. 13-14  $\frac{3}{4}$ , 57-58 Gr. 12 $\frac{1}{2}$  bis 12  $\frac{3}{4}$ , leichtere 10-10 $\frac{1}{2}$ , Belgier 57-58 Gr. 12 $\frac{1}{2}$ , Ungarn normale 10 bis 10 $\frac{1}{2}$ , Polen normale 8 $\frac{1}{2}$ -8  $\frac{3}{4}$ , kleine, mittlere und Schmutzeier 6 $\frac{1}{2}$ -7. - In- und ausländische Kühleuseier: Extra grosse 9, grosse 8, normale 6 $\frac{1}{2}$ -7, Chinesen und ähnliche 6-9. Kalkeier: normale 6 $\frac{1}{2}$ . Witterung: schön; Tendenz: ruhig.

#### Amtliche Kartoffelnotierungen.

SPD. Amtliche Kartoffelerzeugerpreise, Berlin, je Zentner waggonfrei ab märkischen Stationen: Weisse 1,70 bis 2, rote und Odenwälder blaue 1,80 bis 2,20, andere gelbfleischige Kartoffeln 2,50 bis 2,80, Nierenkartoffeln 3,70 bis 4,10 Mark, Fabrikkartoffeln 7  $\frac{3}{4}$  bis 8  $\frac{3}{4}$  Pfg. je Stärkeprozent.

# Die sozialistische Frau

F R A U E N B E I L A G E D E S S . P . D

№. 10

Berlin, den 3. Februar 1930.

## Kinder und Eltern.x

SPD. Die Mehrzahl der Eltern glaubt noch immer, zu ihren Kindern in einem naiven, selbstveränderlichen Besitzverhältnis zu stehen, glaubt, dass die Kinder einfach für die Eltern da zu sein haben, betrachtet ihre Hilfe in der Familie, im Haushalt und in der Arbeitsstelle als selbstverständliche Pflicht und rechnet mit der Liebe der Kinder als mit einem naturgegebenen, sicheren Faktor. Solange der Familienverband festgegründet eine wirtschaftliche Einheit darstellte, hatte dieses Abhängigkeitsverhältnis seine Berechtigung und bestand besonders in bäuerlichen Verhältnissen zu Recht. Heute jedoch hat sich das gewandelt. Schon die Kinder müssen häufig Verdienst und Erwerb ausserhalb des Hauses suchen. Sie führen ihr eigenes Leben, von den Eltern vielfach kaum gekannt, häufig sogar mit einer feindlichen Einstellung zum Elternhaus, die von den Eltern als tiefe Undankbarkeit empfunden wird, denn diese beanspruchen noch immer Kinderliebe und Dankbarkeit als ihr verbrieftes Recht, eine Selbstverständlichkeit, deren tiefere Berechtigung doch erst einmal untersucht werden müsste.

Die Liebe des Kinders zu den Eltern beruht in erster Linie auf Gewohnheit. Das kleine Kind kennt zuerst nur die Mutter. Es empfindet ihre warme Nähe als Sicherung und Geborgenheit, als Schutz in der Wirrnis der auf die jungen Sinne einströmenden Eindrücke der Umwelt, die es zu überwältigen drohen, weil es sie wohl nicht zu ordnen weiss. Ferner ist die Mutter die Nahrungsspenderin, die Bringerin alles Guten, als solche unruhig herbeigeseht und freudig begrüsst, wie das junge Tier dem Wärter freudig entgegenspringt, der es pflegt und liebt.

Nun kommt aber noch ein Drittes hinzu. Wir wissen aus der modernen Psychologie, besonders aus den Forschungen von Freud, dass das Liebesbedürfnis immer im Menschen lebendig ist, mit ihm geboren wird und nur mit ihm stirbt. Es mag dahingestellt bleiben, ob dieses Liebesbedürfnis rein physiologisch geartet oder als metaphysisches, als geistiges Moment, als Sehnsucht, das eigene Leben zu erweitern, es durch die Beziehung zum Du, zu erhöhen, aufzufassen ist. Wie dem auch sei, dieser Trieb ist lebendig vom ersten Augenblick der Geburt an, und er orientiert sich zuerst an der Mutter. Das Kind ist in Liebe an die Mutter gebunden, weil es zuerst durch sie die Erfüllung eines Lustbedürfnisses erfährt. Nebst der Sättigung gehört auch das Saugen an der Mutterbrust hierher, und das der nahen körperlichen Bindung entströmende Lustgefühl und Behagen.

Aber die Mutter, die Eltern überhaupt bleiben nicht nur die Spender der Lust, sondern mit erwachendem Bewusstsein erfährt das Kind, dass die Mutter seine natürlichen Lustbedürfnisse hemmt und einschränkt. Das Kind darf nicht Nahrung zu sich nehmen, wenn es danach verlangt. Es muss sich an eine unbehagliche, seinen primitiven Wünschen feindliche Ordnung gewöhnen; auch seinen übrigen körperlichen Bedürfnissen darf es nicht ungehindert nachgehen. Die Mutter bleibt also jetzt nicht nur die Spenderin alles Guten, sondern sie ist zugleich die Vertreterin jenes unverstandenen, feindlichen Gesetzes, das dem Kinde Freuden verweigert und seine Lust einschränkt. So erwacht im Kindermüt neben der Liebe ein Gefühl des Misstrauens, der Abwehr, ja, der Furcht, und dieses Gefühl der Abwehr wird sich steigern, je mehr das Kind mit dem

Aelter werden in die nötigen Schranken einer moralischen und sozialen Ordnung hinein erzogen werden muss. So schläft in der Liebe schon der Hass, und je stärker die zärtliche Affektgebundenheit an die Mutter war, um so grösser wird die Gefahr sein, dass dieses Gefühl in seinen Gegensatz umschlage. Jeder Zwang, jedes Fühlen der Fessel erhöht das Misstrauen. Es wird alles darauf ankommen, dass eine kluge Mutter diese Lage der Dinge klar erkennt und danach ihr Verhalten dem Kinde gegenüber einrichtet, diesem vor allem ein Gefühl vollkommener Freiheit gibt. Wenn auch diese scheinbare Freiheit immer eine Gesetzgebundenheit sein muss, so darf das dem Kinde doch nicht zum Bewusstsein kommen.

Das Kind muss sich frei fühlen, frei, aber selbst verantwortlich für sein Tun und Lassen. Zugleich muss das Kind das Bewusstsein haben, dass die Mutter selbst ihm innerlich frei gegenübersteht. Nichts bedrückt ein heranwachsendes Kind so stark wie das Bewusstsein (oder das unbewusste Gefühl; darum handelt es sich wohl meistens), dass die Mutter das Kind für sich braucht, um in ihm ihren Lebensinhalt zu finden und ihr eigenes Liebes- und Zärtlichkeitsbedürfnis zu befriedigen. Jeder Mensch ist ein geborener Tyrann. Gleich mächtig wie das Lustprinzip schläft der Wille zur Macht in seiner Seele. Sobald also das Kind fühlt, dass es der Mutter unentbehrlich ist, wird es seine Macht gebrauchen und die Mutter tyrannisieren und sich zugleich innerlich von ihr entfernen. Fühlt es jedoch, dass die Mutter als freier, starker Mensch neben ihm steht, mit einer Geschlossenheit, die ihm Ehrfurcht abzwingt, so wird es um die Mutter werben, um sich in ihr den Lebenskameraden zu erhalten. Auf diese Art wird die Mutter auch die notwendige Ablösung von der zu engen Bindung an die Eltern, die eintritt, wenn das Triebleben des jungen Menschen in einem Liebespartner Erfüllung sucht, sich und ihrem Kinde erleichtern.

---

#### Der Streit um die Dichterin Roswitha.<sup>x</sup>

---

SPD. In Gandersheim, der altehrwürdigen kleinen Stadt am Nordabhang des Harzes, rüstet man zu einer interessanten Gedenkfeier. Am 9. Februar soll zur Erinnerung an den 1000. Geburtstag der Dichterin Roswitha eine grosse Feier veranstaltet werden, und im Rahmen einer bedeutsamen Tagung wird im Kaisersaal des Gandersheimer Rathauses eine Zusammenkunft deutscher Schriftstellerinnen stattfinden. Geplant ist also eine nicht nur kulturgeschichtlich und literarisch interessante Rückschau, die über den engen Kreis philologischen Fachwissens hinausgehen soll, sondern das Bedeutsame ist, dass innerhalb dieser Feierlichkeiten einer Anzahl Frauen der Gegenwart Gelegenheit gegeben wird, sich über Fragen der heutigen Zeit auszusprechen. Endlich aber ist diese tausendjährige Erinnerungsfeier für uns moderne Frauen, die wir längst auf den Ergebnissen des grossen Kampfes um die Befreiung der Frau festen Fuss gefasst haben, von grösstem Interesse, weil sie das Charakter- und Lebensbild einer der umstrittensten Frauen der deutschen Literatur der Vergessenheit entreisst und ein Frauenleben, wie es vor einem Jahrtausend als Einzelbeispiel unzähliger unverheirateter, den Klöstern überantworteter Mädchen sich abrollte, der Gegenwart vor Augen stellt.

Wer weiss heute noch etwas von der einstigen Nonne des Benediktiner-Klosters Gandersheim? Im Literaturunterricht wird sie gelegentlich erwähnt, und der angehende Philologe, der zum Examen büffelt, verfehlt nicht, sich die Titel ihrer epischen und dramatischen Werke ins Gedächtnis zu hämmern. In katholischen Kreisen kennt man ihre Legenden und Märtyrererzählungen und spricht deshalb ihren Namen mit einer gewissen Verehrung aus, ohne genau zu wissen, unter welchen Umständen und zu welchem Zweck diese Benediktinerin sich ihre oft so seltsam anmutenden Stoffe wählte. Nur in der Welt der Wissenschaft hat man sich intensiv mit dieser geheimnisvollen Frau des 10. Jahrhunderts beschäftigt, und



bis in unsere Zeit hinein haben sich Gelehrte erhitzt und ereifert, haben alle ihnen zur Verfügung stehende wissenschaftliche Rüstzeug angewendet, um ihre Behauptungen für oder gegen Roswitha zu beweisen. Deutsche, französische und englische Gelehrte griffen in den Kampf ein. Wie kam diese Nonne zu den oft höchst zweideutigen und obszönen Stoffen, die sie bearbeitete? Wollte sie wirklich, wie sie in der Vorrede zu einem ihrer Dramen schrieb, die Komödien des römischen Dichters der Liebesmänner, des "Heiden Terenz", aus der Klosterlektüre verdrängen, indem sie Stil und Versmass seiner Dramen nachzuahmen versuchte, aber dem Inhalt mit asketischen und moralisierenden Tendenzen ein christliches Gepräge gab? Oder aber war sie selbst erst nach einem sehr bewegten Leben ins Kloster eingetreten und schilderte nun eigene Erlebnisse? Handelte es sich hier um eine höchst zweifelhaften, moralisch sehr anfechtbaren Frauentypus? War sie eine griechische Prinzessin oder eine englische Fürstin, ein illegaler Spross des sächsischen Kaiserhauses oder eine mecklenburgische Adelige gewesen?

Seinen Höhepunkt erreichte dieser interessante Gelehrtenstreit, als der deutsche Professor Aschbach in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sein Buch "Roswitha und Konrad Celtis" erscheinen liess, in dem er nichts weniger behauptete, als dass diese angebliche Nonne nie gelebt hatte und ihre Werke Fälschungen seien. Wer aber konnte ein Interesse an dieser Fälschung gehabt haben? Keiner anderer als der gelehrte, aber zeitweise mehr der Liebe als den Wissenschaften huldigende Humanist Celtis, der angeblich Roswithas Werke in dem Kloster Str. Emmeram bei Regensburg gefunden hatte. Er und seine Freunde, vor allem Reuchlin, hätten sich den Spass gemacht, die Werke der angeblichen Nonne selbst zu schreiben. Nur langsam und allmählich verebbten die Wogen des Staunens, der Entrüstung, der Schadenfreude, die Aschbachs Buch verursachte. Es bedurfte langwieriger Untersuchungen und ernster wissenschaftlicher Arbeit, bis es gelang, zu beweisen, dass Roswitha oder richtiger Hrothsuid (althochdeutsch: broth Klang und suid stark) wirklich gelebt und ihre Werke selbst verfasst habe. Sie war einem altadeligen sächsischen Geschlecht entsprossen und wie unzählige ihrer Geschlechtsgenossinnen ins Kloster gebracht worden, wo sie sich jahrzehntelang mit Literatur und Theologie beschäftigte und Gelegenheit fand, ihre starke dichterische Begabung zu offenbaren. Auch die Streitigkeiten um ihren Charakter legten sich, als auf Grund des Quellenstudiums der Beweis erbracht wurde, dass die Dichterin den ihr zur Verfügung stehenden Stoff sehr gemildert und nur wenige bedenkliche Szenen übernommen hatte. Das galt sowohl für die "Bekehrung des Feldherrn Gallikan", der die der Jungfräulichkeit geweihte Konstantie ehelichen will, dann aber sich zum Christentum bekehrt und auf sie verzichtet, als auch für die "Auferweckung Drusianas", die "Bekehrung der Buhlerin Theis" und die übrigen drei Dramen. Im Verhältnis zu den Quellen war die Behandlung trotz aller anstössigen Szenen fast dezent zu nennen.

Nur eine Frage blieb und bleibt auch heute. Warum hat diese "erste Dichterin Deutschlands", deren Begabung unbestreitbar ist, nicht ihre epischen Werke, die "Taten Ottos", die "Entstehung des Klosters Gandersheim" oder ihre frommen Legenden weitergeführt? Warum hat sie sich auf so bedenkliches Gebiet gewagt? Vielleicht ist dies kein Problem der Gelehrten, sondern eine einfach menschliche Frage: Ist es denn so unerklärlich, dass ein begabtes junges Mädchen, das sein ganzes Leben im Kloster verrinnen sah, darüber nachdachte, ob da Dasein der Nonne wirklich Lebensinhalt sein könne, wie es die Kirche forderte? Das Ideal der sechs Dramen ist die fromme, Gott geweihte Jungfrau, die entweder heidnische Männer bekehrt oder aus einem unfrohen Lebenswandel durch heilige Männer zur Keuschheit geführt wird. Es ist ein Thema, das alle diese Nonnen bewegt hat, die innerhalb der Klöster heranreiften und vergingen, und von denen wohl weit aus die meisten von schweren seelischen Kämpfen nicht verschont geblieben sind. Nicht umsonst predigte eine so hochstehende, geistig so bedeutende Frau wie Hildegard von Bingen immer und immer wieder über die Jungfräulichkeit und den Segen, der gerade auf der Klosterfrau ruhe. Sie behandelte damit ein Problem, das in den Frauenklöstern nie zur Ruhe kam, das immer wieder auftauchte und nach

einer Antwort verlangte....

So steht das Bild der Hrothsuid heute klarer vor uns als noch vor wenigen Jahrzehnten. Zwar besitzen wir auch heute nur wenige Daten ihrer Lebensgeschichte, aber wer die Mühe nicht scheut, sich in ihre Werke zu vertiefen, die in billigen und guten Übersetzungen vorliegen (die Dichterin bediente sich der lateinischen Sprache), dem belebt sich das verblasste Bild der umstrittenen, von Geheimnissen umwobenen Frau. Es gleicht einem auf geheimnisvollem Goldgrund sich abhebenden Gemälde unbekannter alter Meister - es ist das Symbol des Frauentypus einer längst verklungenen Zeit.

Dr. Else Möbus.

---

### Das Hauptbuch.<sup>x</sup>

---

SPD. Felix stammte aus kleinen Verhältnissen. Sein Vater war unterer Beamter mit einer Herde Kinder; deshalb hatte es mit Stipendien gerade noch zu einer anständigen Schulbildung gereicht. Felix kam dann in eine kaufmännische Lehre und hätte es wahrscheinlich nur bis zum Buchhalter gebracht, wenn nicht die für die meisten Menschen schlimme Inflationszeit gekommen wäre. Anfangs spekulierte Felix nur ein bisschen an der Börse; dann wurde auch er von dem allgemeinen Fieber gepackt, das die Menschen nur von dem einen Gedanken besessen machte: Geld, Geld, Geld! Als der Rausch vorüber war, blieb nur wenigen etwas übrig, und zu diesen gehörte Felix. Mit seinen Dollars gelang es ihm, den guten alten Namen seiner früheren Firma zu retten, und er war von da ab Teilhaber, d.h. seine früheren Chefs teilten zwar sein Geld mit ihm, liessen ihn auch später seine Geschäftstüchtigkeit beweisen; doch im übrigen war er für sie "gesellschaftlich unmöglich". Das wurmte Felix, umso mehr, als er sich der Gesellschaft nicht unterlegen fühlte und bei aller Tüchtigkeit sogar gut aussah. Er nahm sich vor, diesen Gesellschaftsdünkel auszumisten und hielt kurz entschlossen um die Hand der einzigen Tochter eines seiner Teilhaber an. Nicht, dass er seinem zukünftigen Schwiegervater sozusagen den Revolver auf die Brust gesetzt hätte, doch gab er ihm immerhin zu verstehen, dass er seine weitere Teilhaberschaft von einer für ihn günstigen Entscheidung abhängig mache.

Eines Tages war also das Geschäft perfekt und Felix ein Mitglied der sogenannten guten Gesellschaft. Er glaubte sich am Ziel seiner Wünsche und nahm sich vor, in den Aktivposten seiner Ehe neben Verstand und Geld auch sein Herz einzusetzen, was ihm nicht schwer wurde, da die junge Frau bildhübsch war. Sie war zwar noch ein wenig kühl zu ihm, aber Felix führte das auf seine etwas plötzliche Werbung zurück. Er bemühte sich mit umso grösserer Zärtlichkeit um ihre Liebe. Da sie aus einer alten Kaufmannsfamilie stammte, meinte er, sie müsse auch Interesse fürs Geschäft haben, und deshalb schenkte er ihr auch in dieser Beziehung sein ganzes Vertrauen. Er merkte aber bald, dass die ihn nur aus Höflichkeit anhörte; ihre Meinung, auf die es ihm ankam, behielt sie für sich. Sie war überhaupt recht einsilbig. Hatte sie Gäste - und die hatte sie eigentlich immer -, dann konnte sie recht lebhaft werden. Felix stand dann irger wo herum und bewunderte die Menschen, mit denen sich seine Frau so ausgezeichnet verstand. Er war auch bemüht, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Man sprach über Literatur, Theater, Sport und allerhand Ungeschäftliches. Unversehens glitt Felix aber immer wieder ins Geschäftliche, redete und redete. Erst vom Theatergeschäft oder von Bücherpreisen, dann von seinem eigenen Geschäft und bemerkte gar nicht, wie man sich heimlich über ihn lustig machte. Nur seine Frau benahm sich so merkwürdig zu ihm, wenn er wieder mit ihr allein war. Sie konnte dann geradezu frostig sein, und als er ihr einmal von einem neuen grossen Abschluss berichten wollte, schnitt sie ihm mit gelangweilten Augenauf-

schlag das Wort ab: "Wenn Du doch endlich begreifen wolltest, dass mich Dein Hauptbuch absolut nichts angeht!" Damit rauschte sie aus dem Zimmer.

Da zog Felix die Ehebilanz und stellte fest, dass er eigentlich kreuzunglücklich war. Nach aussen hin hatte er zwar alles erreicht, was er sich zum Ziel gesetzt hatte, aber innerlich -- Gott ja, er war eben für seine Frau und ihre Kreise doch nur der Emporkömmling. Das zeigten sie ihm rücksichtslos.

Von diesem Tage an nahm Felix nun auch keine Rücksichten mehr. Er vernachlässigte sich, seine Frau und erst recht ihre Gesellschaft, und -- was das Schlimmste war -- seine Frau schien es ihm nicht einmal übel zu nehmen.

Eines Nachts lernte Felix in einer Bar sein "Verhältnis" kennen. Sie stammte wie er von unten, hatte wie er den Ehrgeiz gehabt, hochzukommen, nur dass sie damit kein Glück gehabt hatte. Da war sie dahingekommen, von wo sie ins Kleinbürgertum nicht mehr zurück konnte, weil sie dem braven Handwerker nicht mehr gut genug war und er ihr eigentlich auch nicht. Dass mal einer von oben sie zu sich hinaufzöge, das hatte sie sich aus dem Kopfe geschlagen, nachdem ihre erste Liebe mit Geld abgefunden worden war. Felix fühlte sich nirgendwie immer wieder zu ihr hingezogen. Ihm gefiel ihre Nüchternheit und Offenheit, die es ihm ersparte, ihr Innenleben zu ergründen.

Er kaufte ihr schöne Kleider und liess sich ihre Liebe dafür schenken, erhielt sogar ihre Treue als Beigabe, was ihn im Stillen wunderte, er im übrigen aber für Geschäftstüchtigkeit hielt. Das Hauptbuch seines Herzens klappte er ihr gegenüber nicht auf. Auch über Geschäfte sprach er mit ihr nicht, so grosses Interesse sie auch dafür zeigte. Einmal gab es deshalb sogar eine Szene. Sie meinte, sie müsse an allem teilnehmen, was ihn angehe, auch an seinen Sorgen, und wenn er das nicht wolle, so sei das ein Mangel an Vertrauen, den sie nicht verdiene, da sie ihn ehrlich liebe. Sie habe zwar allerhand hinter sich, aber zum Luxusweibchen liesse sie sich nicht machen; da habe sie auch noch ihren Stolz. Als seine gelinde Abwehr versagte, wurde er grob. Sein Hauptbuch ginge sie nichts an; Geschäfte seien Sache des Mannes, genau so, wie das Kinderkriegen Sache der Frauen sei. Nachher fand er das sehr dumm, was er gesagt hatte; das mit dem Kinderkriegen passte doch nicht zu dem "Verhältnis". Sie beendete darauf ganz schnell das Gespräch und war dann wieder nett wie immer. Bald darauf war sie spurlos verschwunden. Ein paar Wochen hoffte Felix noch auf ihre Rückkehr. Er hatte sich nun mal an sie gewöhnt und hätte ihr den "Seitensprung", den er für den Grund ihres Verschwindens hielt, sogar grossmütig verziehen. Diese Mädels konnten nun mal nicht anders, obgleich er selbst ihr eigentlich treu geblieben war.

Aber sie kam nicht zurück, und schliesslich schaffte er sich ein anderes "Verhältnis" an, das er aber bald satt hatte, dann wieder ein anderes und so fort; es war nie was Rechtes.

Da führte ihn der Zufall, den er später Vorsehung nannte, auf einer Geschäftsreise in ein kleines Provinznest. In dem Städtchen war nicht viel los. Um die Zeit bis zum nächsten Zuge totzuschlagen, ging er in das einzige kleine Kaffeehaus. Als die Kellnerin bescheiden zu ihm an den Tisch trat, erkannte er zu seiner Überraschung in dem netten Fräulein sein erstes Verhältnis. Nach einer etwas verlegenen Begrüssung erzählte sie ihm dann in alter Offenheit: Sie hatte diese Stellung angenommen, weil sie hier bei ihrem Kinde bleiben konnte. Ein Kind hatte sie? Davon habe er ja keine Ahnung gehabt! Damals -- erklärte sie -- habe sie es ja auch noch nicht gehabt. Sie wurde rot und nannte es dann "unser" Kind. Deshalb habe sie ihn auch verlassen. Felix wurde ganz verwirrt. Warum sie ihm das denn nicht gesagt habe? Es sei ihr doch sicher sehr schlecht während der Zeit gegangen. Da lächelte sie fein: "Ja, siehst Du, Felix, das war eben mein Hauptbuch. Das ging Dich nichts an."

Felix soll nach seiner Scheidung -- nach den Begriffen der Gesellschaft -- eine "Mesallianoe" gemacht haben und ein sehr glücklicher Ehemann und Vater geworden sein. Seine Frau beschäftigt sich neben dem Kinderkriegen auch mit der Führung des Hauptbuches, was sie ausgezeichnet versteht. Gretl Glogau.

## Kinderzorn.<sup>x</sup>

---

SPD. Wie kommt der Hass in die Welt?

Noch gab es, so lang hin sich auch die schnurgeraden Häuserwände der Gasse erstreckten, einen kleinen Platz, kaum einen Meter im Geviert, der frei war von Hass und frei von jener freudetötenden Erkenntnis: die Freiheit, verlebt in Grau, wäre die rechte nicht. Grau in Grau standen die Dinge umher, entseelt und verbraucht. Grau in Grau schlichen die Menschen, entstellt und verbraucht, kaum erwünschten Zielen zu, schleppten sich im täglich engen Kreise von Schlaf zu Schlaf. Grau dunkelt der verwitterte Verputz der Häuser. Die Strasse atmete feinen grauen Staub. Es schien, als ob die Farbe der Frauenkleider nie bunt gewesen wäre, von allem Anfang an schon verwaschen und blassfarbig, und die Gesichter wandelten als lichtgraue Flecke durch diese steinerne, herzlose Landschaft.

Auf einem Platze, kaum einen Meter im Geviert, am Rande des Gehsteigs, sass der kleine Bub und malte. Ein paar Reste von Wasserfarben, gelbe, rote und grüne Ringe, auf ein dünnes Brettchen geklebt, waren ihm in die Hände gefallen. Er malte auf den weissen Rand eines Zeitungsblattes mit Hilfe des Fingers grüne Striche und grüne Flächen. Die rote und gelbe Farbe liess er unbenützt. Er hatte Bäume gemalt, wirkliche hellgrüne Bäume, viele Bäume, einen ganzen herrlichen grünen Wald.

Er hielt das grün beschmierte Blatt mit beiden Händen vor sich hin und schwelgte. Ja, das war er, der Wald, von dem er so viel erzählen hörte, den er nie gesehen hat; denn Sonntags war die Mutter immer müde und musste ausschlafen. Er lachte, und seine Augen glänzten.

Indessen nahm ihm ein anderer, um eine Handbreit grösserer Knirps das Brettchen mit den Farben weg. Einen Augenblick sass er starr vor Schrecken. Dann erwischte er einen grossen Stein und warf ihn mit aller Kraft dem Flüchtenden an den Kopf.

Leute eilten hinzu. Man trug das blutende Kind ins nächste Haus. Ratlos unstanden die Grossen den drei- oder vierjährigen Verbrecher. Ein Schutzmann kam. Aber auch er wusste keinen Rat, keine Erklärung. Sie schüttelten alle den Kopf und zerstreuten sich. Nur der kleine Bub blieb zurück, mit einer verbissenen, hinterhältigen Miene im verweinten Gesicht.

So kam der Hass wieder einmal in die Welt.

Adolf Walter.

---

## Die armen Reichen.<sup>x</sup>

---

SPD. Wenn eine Arbeiterfrau einmal eine jener Zeitungen in die Hand bekommt, die nur von "besseren Leuten" gelesen werden, und wenn sie sich dann in die Spalten vertieft, in denen ein Ballbericht der exklusiven Kreise dem andern folgt, mit all den Namen der Erschienenen und der genauen Beschreibung der kostspieligen Gewänder, mit denen sich die Damen der Gesellschaft behängen müssen, um etwas zu gelten, dann könnte man verstehen, dass so etwas wie Neid in ihr auftaucht. Muss es nicht ganz schön sein, sich nur um den Ballkalender zu kümmern und die Tafeln mit den Lebensmittelpreisen auf dem Wochenmarkt vornehm zu ignorieren?

Aber in Wirklichkeit ist es ganz anders; die feinen Damen haben Sorgen, von denen die einfache Proletarierin verschont bleibt. Man weiss es nur nicht. Ich hab's auch bis jetzt noch nicht gewusst. Erst neulich bin ich darüber aufgeklärt worden, als ich solch ein Blatt in die Hand bekam. Da stand unter der Rubrik "Das gute Aussehen---die gute Haltung" ein Aufsatz, der die ganze Fülle der Kümmernisse offenbarte, die den Leuten, die Geld haben, das Leben verbittern.

Der Aufsatz fing an mit der erschütternden Frage: "Sie möchten doch auch, dass Ihr Gatte zu Ihrer Abendtoilette passt?" Da begriff ich auf einmal, dass auch das beschwingte Dasein der Menschen, die die Strassenbahn nur von aussen kennen, weil sie in der eigenen Luxuslousine fahren, von schwarzen Sorgenwolken verdunkelt wird. Ist es nicht schrecklich, dass man sich abends, nach des Tages Last und Mühe, nach den Anstrengungen des Fühfuhrttees, der Ausstellungsbesuche, noch das arme geplagte Köpfchen darüber zerbrechen muss, ob die Krawatte oder der Hosenschnitt des Herrn Gemahls auch wirklich nicht etwa im künstlerischen Gegensatz zu dem Glitzerstoff des Pariser Modells der Gnädigen steht? Katastrophen können da aus einem falschen Griff entstehen, und der Sachverständige, der den Aufsatz geschrieben hat, schliesst seine Arbeit mit der erschütternden Feststellung, dass Gamaschen und langer Binder neben der Frau in Abendtoilette ein Scheidungsgrund sind.

Also daher die vielen Scheidungen in der guten Gesellschaft! Wie glücklich ist dagegen die Arbeiterfrau! Es ist statistisch nachgewiesen, dass noch nie eine Arbeiterehe zerbrochen ist, weil der Mann zum schwarzen Sakko versehentlich am Abend ein gestreiftes Beinkleid angezogen hatte. Wie leicht ist doch das Leben für die Arbeiterfrau! Wenn sie abends ihre Heringe wässert und sich nach dem Abwasch die aufgerauhten Hände abgetrocknet hat, braucht sie höchstens darüber nachzudenken, ob ihr Mann nicht nächste Woche auf Kurzarbeit gesetzt oder entlassen wird, wohingegen die Frau Generaldirektor schlaflose Nächte über dem schwierigen Problem hat, ob ihr Herr Gemahl auf dem nächsten Festabend auch so exakt angezogen ist, dass dadurch das glückliche Eheleben nicht geschädigt wird. Man könnte es den bedauernswerten Generaldirektorengattinnen beinahe wirklich gönnen, dass sie einmal ein paar Monate Arbeiterfrauen spielen dürften, nur damit der Druck von ihrer Seele genommen wird, dass ein Fehlgriff in den Garderobenschrank ihr ganzes Leben zu zerstören vermag.

Curt Biging.

---

SPD. Pola Negris Herkunft.<sup>x</sup> Nach dem jüngst entbrannten Streit über die Frage, ob die verstorbene Tänzerin und Geliebte des portugiesischen Königs Gaby Deslys etwa eine Hedwig Navratil aus Ober-Moschtenitz in Mähren gewesen ist und die 50 Millionen Francs, welche der Stadt Marseille zufielen, eigentlich den Verwandten der Navratil als Erbschaft gehören, kommt jetzt aus Sillein in der Slowakei die Nachricht, dass der Filmstar Pola Negri eigentlich Apollonia Chaluppecka heisst und Tochter des Drahtbinders Jan Chaluppecky aus dem slowakischen Dorfe Nesluscha ist. Das soll einwandfrei aus der Gemeindematrik des Ortes festgestellt worden sein. Pola Negri soll ihre Grossmutter in Nesluscha mit namhaften Beträgen unterstützt haben.

---

SPD. Verspottung von Pantoffelhelden.<sup>x</sup> Im Fürstentum Fulda liess der Hofmarschall einmal das Dach eines Hauses abdecken, in dem ein Mann von seiner Frau geschlagen worden war. Die Hofdiener gingen an diese Arbeit in einem feierlichen Zuge unter Vorantragung einer Fahne, auf der die Prügelszene abgebildet war. - Nach einer altwestfälischen Vorschrift sollte ein Mann, der von seiner Frau aus dem Hause gejagt wurde, eine Leiter an das Haus setzen, ein Loch durch das Dach machen und sein Haus mit Pfählen verschliessen. Danach sollte er mit zwei Nachbarn einen Goldgulden vertrinken.

---

# Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S.P.D

Berlin, den 3. Februar 1930.

New Yorker Arbeiterleben.<sup>x</sup>

Von Dr. B. Liber.

SPD. Der Halb-Sechs-Uhr-Frühzug. Sommer. Nur Arbeiter und ein paar Frauen. Ich bin wahrscheinlich der einzige meiner "Art". Alle Nationalitäten. Iren - leicht an ihren charakteristischen Gesichtern, ihrem eigentümlichen Lächeln während des Sprechens zu erkennen. Viele Italiener - immer vergnügt. Einige Neger, schlank, mit kindhaften Gesichtszügen und tiefen, wohl lautenden Stimmen, die zu hören ich niemals müde werde. Slawische Anlitze - zwei Männer studieren eine russische Zeitung. Ein Jude versteckt sich, um sein Blatt in hebräischen Lettern zu lesen. Japaner und Inder, schwerfällige Deutsche, Spanier mit Judennasen oder jedenfalls Nasen, die gewöhnlich Juden zugeschrieben werden. Sogar ein stämmiger amerikanischer Indianer.

Sie fahren in ihre Fabriken. Einige haben Werkzeuge und Esskörbchen bei sich. Viele tragen nur das am Halse offene Hemd und die Hose, keine Röcke. Vernünftig ausgezogen. Fast bei allen weisen die Kleider noch die Spuren gestrigen Arbeitsschmutzes auf. Der Staub auf ihren Schuhen zeugt vom Staub in ihren Lungen. Eine Gruppe spricht davon, wie infolge einer neuen Vorrichtung jeder einzelne Arbeiter seiner Maschine zugeführt wird. Andere scherzen über ihre Mädchen. Und so weiter.

Ich bin gerade so wenig angezogen wie sie. Nur etwas sauberer.

Alle Wagen sind jetzt Raucherwagen.

Ein Mann schläft auf vier Sitzen ausgestreckt, wird aber von den Leuten nicht gestört, die wegen Platzmangels stehen müssen. Mehr Freundlichkeit, als ich erwartet hätte.

An einer Station hält der Zug länger als gewöhnlich. Ungeduldig steigen einige aus, um zu sehen, was los ist. Auch ich tue es. Ein Unfall. Ein Eisenbahner ist verletzt. Ich versuche, die Menge von ihm wegzudrängen. "Ich bin Arzt". Aber sie blicken mich alle überrascht an, und einer bemerkt: "Machen Sie keine Witze!" Und ein anderer: "Er glaubt, dass das Spass ist! Gehen Sie nur und schauen Sie sich seine Frau an, wenn man ihn heimbringt - Frau und Kinder! Für die wird's kein Spass sein!"

In der Tiefe.

Der Ofenheizer in dem Hause, wo ich ordiniere, ist krank und kommt zu mir. Ein Farbiger; Kohlenstaub und Schweiss lassen ihn noch schwärzer erscheinen. Er hat Fieber. Ich rate ihm, die Arbeit zu unterbrechen, heimzugehen. Aber er darf es nicht, weil niemand da ist, der ihn vertreten könnte. Er arbeitet siebzehn Stunden täglich, schläft im Keller und hat nur alle zwei Wochen einen halben Tag frei.

"Ich weiss, was mich krank gemacht hat," erklärt er. "Der Heizraum ist voll Wasser. Es strömt von irgendwo herein, und ich musste den ganzen Tag mit meinen Füßen im Wasser stehen."

Raum genug.

"Sist nicht so schlimm. Wir haben Raum genug. Mein Junge schläft in der Küche; da ist's behaglich warm. Mein Mann und ich schlafen im Wohnzimmer. Und unsere Tochter Flora schläft im Kabinett. Natürlich, die drei Kleinen, die

schlafen mit uns. Und meine Mutter - sehen Sie, meine alte Mutter lebt bei uns - die schläft mit Flora im Kabinett. Und dann sind eben noch die Schlafburschen".

"Wie viele?"

"Nur zwei. Muss sie haben, sonst könnten wir nicht die Miete zahlen, wo der eine oder andere von uns immer arbeitslos ist."

"Wo schlafen die Burschen?"

"Mit dem Bub in der Küche natürlich. Die Küche ist der grösste Raum. Luftig und überhaupt alles. Am ärgsten ist das Kabinett - schmal und dunkel. Ohne Fenster. Aber ruhig - gar kein Lärm. Das Mädcl muss Ruhe haben - nach dem Radau den ganzen Tag im Warenhaus."

"Na also, wie viele seid ihr im Ganzen?"

"Herrje - genug!"

(Deutsch von Anna Nussbaum.)

---

### Der Funk-Reporter.<sup>x</sup>

---

SPD. "...und nun, meine Damen und Herren, begeben wir uns in das Allerheiligste der Bank, zu dem von meterdicken Eisenbetonmauern ängstlich behüteten Goldschatz zwölf Meter unter der Erde. Die Anlage der Tresors ist nach modernsten Richtlinien erfolgt und wurde, wie Ihnen bereits liebenswürdigerweise der Herr Bankdirektor auseinandersetzte, mit einem ungeheuren Kostenaufwand bewerkstelligt. Dafür besitzt nun die "Tresor-Bank" ein unbedingt bomben- und diebessicheres Schatzgewölbe, dem wir alle mit vollem Vertrauen - bitte sehr, Herr Direktor, mir scheint, Sie wünschen unseren Hörern noch etwas mitzuteilen?"

"Allerdings. Ich wollte noch erwähnen, meine sehr verehrte Hörerschaft, dass bisher noch kein Fremder das Tresorgewölbe unserer Bank betreten hat, indem dass es das Reglement unseres Institutes ein für allemal streng verbietet. Eine sinnreiche Pressluftanlage ermöglicht den reibungslosen Verkehr von unseren Kassenschaltern im Parterre nach den Keller-Geldschränken, ohne dass ein Beamter oder gar ein Kunde direkten Zutritt zu den Gelddepots erlangt. Ein einziger Beamter beherrscht mittels weniger Handgriffe den Mechanismus der hydraulischen Pressen. Wenn also heute eines Fremden Fuss - ich bitte um Verzeihung, Herr Reporter - - -"

"Aber ich bitte sehr, Herr Direktor, fahren Sie fort!"

"...ausnahmsweise eines Fremden Fuss bis zu den Panzergewölben vordringt, so geschieht dies, um Sie alle, meine Damen und Herren, durch Ihren ausgezeichneten Funkreporter von der bedingungslosen Sicherheit aller uns anvertrauten Gelder und Kostbarkeiten eindringlichst zu überzeugen. Besser als alle Zahlen und Daten hierüber wird Ihnen, meine verehrte Hörerschaft, der indirekte Anblick durch das Auge des Mikrophon (wie sich Ihr Herr Funkreporter so treffend ausdrückte) eine Vorstellung von der Macht unseres Schatzgewölbes übermitteln."

"Meine Damen und Herren, der Herr Bankdirektor übernimmt nun persönlich die Führung. Wir stehen wieder im Lift, das uns jetzt in rasender Geschwindigkeit mehrere Stockwerke tief unter die Erde führt. Der letzte und wohl der interessanteste Teil unserer Bankhaus-Expedition steht bevor. Schon sind wir angelangt. Wir stehen in einem hell erleuchteten Gange, der nicht im geringsten kellerartig wirkt, vielmehr wie eine langgestreckte Tanzdielen mit verschwiegenen Sektnischen. Wir schreiten auf einem roten Teppich dahin, der jeden Laut schluckt, rechts und links in den Wänden Champagnerlogen - nein, Stahlpanzertüren in dicken Betonmauern. Ein uniformierter Beamter meldet sich militärisch bei seinem höchsten Chef. Er wird alle vier Stunden abgelöst und muss sich, ähnlich wie Gold- und Diamantenwäscher, nach Beendigung seiner Arbeit im oberen Stockwerk splitternackt einer Leibesvisitation unterziehen, worauf er dann

in seine Zivilkleidung schlüpft. Von Geld oder irgendwelchen anderen Werten ist vorläufig nichts zu sehen, nur eine doppelte Front glänzender Stahlpanzertüren, die angeblich auch kein Sauerstoffgebläse fürchten sollen.

Der Beamte zeigt nun eine Sicherheitsvorrichtung, die sowohl zur Bekämpfung von Feuer als auch zur Unschädlichmachung verwegener Bankeinbrecher, die vielleicht durch Unterkellerung des Tresorgewölbes in die Schatzkammer eingedrungen sind, hervorragende Dienste leisten wird. Durch Druck auf einen Knopf, der ganz versteckt an der Wand hinter mir angebracht ist, kann in wenigen Minuten das ganze Tresorgewölbe unter Wasser gesetzt werden. Einbrecher, die sich der Schatzkammer als Maulwürfe nähern würden, müssten selbst auf der Flucht in ihrem eigenen Stollen elendiglich ertrinken. Von den vielen anderen Schutzvorkehrungen gegen einen unerwarteten Überfall von aussen her zeigt mir Herr Bankdirektor eben noch ein eisernes Gitter, das durch einen Hebel aus dem Erdboden ausgelöst wird und blitzschnell zur Decke schnellt und so den natürlichen Ausgang unvermutet sperrt.

Der Beamte tritt jetzt an das am Ende dieses geheimnisvollen Schatzkästleins gelegene Schaltwerk. Wie durch Zauberkraft öffnen sich der Reihe nach alle Tresors. Aus dem Inneren der stählernen Leiber schieben sich, durch unsichtbare Kraft getrieben, metallene Tischplatten, auf denen, sauber gebündelt, Banknotenpäckchen ein stilles Dasein verträumen. Eine Panzertür nach der andern öffnet sich durch geheimnisvolle Macht mit unwiderstehlicher, zäher, langsamer Kraft. Gold- und Silberbarren, zu kleinen Bergen geschichtet, Juwelen, Schmuck, Gemälde, Briefmarkensammlungen, Dokumente, Aktien, Münzen und immer wieder Banknotenpakete aller Herren Länder. Ein Taumel mag einen bei diesen ungeheurer Schätzen, die plötzlich wie auf einem Präsentierbrett dargeboten scheinen, ergreifen. Die ganze Kriegsschuld liesse sich mit einem Male bezahlen, und Ihnen meine Damen und Herren, und auch mir möchte ich nur einen ganz kleinen Teil davon wünschen. Da brauchten Sie nicht zu Hause in Ihren engen Stuben zu hocken und die langweilige Reportage eines armen Teufels am Mikrophon mit anzu hören, und ich brauchte mich nicht mit vollgefressenen Bankdirektoren herumzuschlagen - - "

"Wie? Was erlauben Sie sich für schlechte Scherze, mein Herr!"

"Schlechte Scherze?" - Rrrrrrtsch!

"Hilfe, Überfall!"

"Ruhe; sonst lasse ich das Wasser einströmen. Meine Damen und Herren, ich habe das eiserne Schutzgitter ausgelöst. Herr Bankdirektor samt treuen Beamten befinden sich dahinter - Zoologischer Garten - ja - - "

"Hilfe, Hilfe! Sie Schurke! Räuber - Mörder - Diebe!"

"Na schön; schreien Sie sich die Lunge aus! Ich hänge Ihnen das Mikrophon ans Gitter, Kommen Sie nicht zu nahe daran; sonst versteht Sie unsere liebe Hörerschaft schlecht."

"Zum Teufel mit Ihrem Mikrophon, Sie Betrüger, Schwindler, Bandit! Wenn ich nur an die Alarmleitung heran könnte - - "

"Ja, das können Sie eben nicht, Direktorchen; das ist schon alles so sinnreich konstruiert. Ihr treuer Beamte ist übrigens der Tüchtigere. Die Tresors beginnen sich schon wieder zu schliessen. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen. Hier der Devisen-Schrank - - "

"Hände weg - - "

"Danke sehr für die Aufmerksamkeit, Herr Direktor, aber so schnell schliesst sich die Türe ja nicht. Ich werde mir schon nicht die Finger klemmen. Donnerwetter, man hat immer noch viel zu wenig Taschen. Für die paar Millionen lohnt sich der Spass ja kaum. Was ist denn das? Tausendmarkscheine! Na schön, rin in die Westentasche! Kleingeld muss man ja auch haben. Schluss! Für die nächsten Tage wird es schon reichen. Was toben Sie denn so, meine Herren? Ich hätte wahrhaftig Lust, ein bisschen Wasser - - -"

"Hilfe, Hilfe - - "

"Wie? Sie können nicht schwimmen? Ich machte doch nur Spass, Herr Direk-



tor. Mein Anzug verträgt kein Wasser, und ich muss doch immer tadellos in Schale sein, nicht wahr? Das Mikrophon muss ich Ihnen nun leider fortnehmen; den verehrten Damen und Herren haben Sie ja auch schon genug erzählt. Vielleicht hat oben der Prokurist oder der Herr Oberkassierer noch einen Wunsch, vielleicht auch noch ein süßes Tippfräulein oder der Portier; vielleicht wollen sie den fünf Millionen Hörern auch noch etwas flüstern. Du liebe Zeit, ich muss eben sehen, wie ich mir den besten Abgang verschaffe. Liebes Direktorenchen, genehmigen Sie meinen aufrichtigen Dank! Ich werde nicht versäumen, Sie bei jeder Gelegenheit zu empfehlen. Also - auf Wiederhören!"

+ + +

"Achtung, Achtung, meine Damen und Herren! Wir geben nochmals bekannt, dass die für heute nachmittag anberaumte aktuelle Reportage aus der neubauten "Tresor-Bank" wegen einer technischen Störung nicht stattfinden konnte. Wir sandten Ihnen stattdessen ein lustiges Schallplattenkonzert. Im Anschluss daran hören Sie nun programmgemäß einen Vortrag über "Das moderne Rüstzeug moderner Verbrecher"...."

Max Bernardi.

### Schicksale im Vorbeifahren.

SPD. Das ist in und bei allen Städten dasselbe: hochbepinselte Häusermauern, die in verblätternen Farben zur Benutzung eines bestimmten Waschmittels oder Flaschenbiers aufrufen, dann wieder eine in schnell verschwindende Ferne ziehende Strasse mit spielzeugkleinen Wagen und Menschen - und schon fährt der Zug vorbei an grauschwarz geschichteten Mauern mit Fenstern und Balkonen. Man sieht hier eine Frau ein Bügeleisen bewegen, man sieht Geranium und ein spielendes Kind vor offener Küchentür -, das alles in vier, fünf Schichten übereinander, zwanzig Meter, zwölf oder acht vom Erdboden entfernt, gleichsam in die Luft gehängt und dennoch auf sicherem, häuslichem, heimatlichem Boden. Man fährt so vorbei....

Da sind hundert, tausend, zehntausend Leben wie an einer Wand einer Bilder-galerie aufgehängt. Alles bewegt sich, alles atmet. Man fängt sogar ein Lachen auf im Vorbeirasen des Zuges, dessen Lärm in den Wänden jener Behausungen sich nachzittert, und den jene aus der Gewohnheit all der Jahre mit demselben donnernden, rasselnden, zischenden Geräusch am Tage und in der Nacht schon gar nicht mehr hören. Sie blicken wohl noch aus den Fenstern und über die Geländer ihrer russigen Balkone, aber sie sehen eigentlich gar keine Einzelheiten mehr. Wir stehen an den Fenstern der Abteile, wir sitzen auf Holz oder Polstern und sausen dorthin, wo wir, wo unsere Wohnung, wo unser Geschäft, Atelier, wo unsere Werkstatt hineingeklebt ist in eine andere ähnliche Wand. Mehr als ähnlich ist sie nicht - denn dies ist doch eine ganz bestimmte Art des Wohnens, des Lebens: direkt an den vorbeirasenden Zügen.

Wir fahren vorbei. Aber dort, wo wir eben waren, wird ein Gedanke weiter gedacht, wird ein Gefühl zu Ende gelitten, zerreisst ein Kind weiter ein Bilderbuch. Das muss man sich erst einmal vorstellen, um genau zu spüren: jene sind Menschen wie Du und ich. Man hat eher das Gefühl, in eine ganz andere Welt zu blicken - und hineinblicken muss man denen da immer in die kürzesten Episoden ihres Lebens. Im Sommer, wenn die Küchentüren offen sind, Töpfe bis hierher blitzen, wenn hinter einer zurückgezogenen Gardine ein ganzes Zimmer sichtbar wird mit seinen nützlichen und nutzlosen Sachen, die ein anderer zu seinem Alltag und zu seinem Sonntag nötig hat, am Abend, wenn die ermüdeten Männer ohne Jacken auf den Balkonen eine Zigarre rauchen und ihre Zeitung lesen. Da sieht man die Verschachtelung ganzer Häuser in einem zusammenhängenden Umkreis, der uns das Gefühl gibt: dort wohnen nicht zwölf Familien unter einem Dache, sondern eine grosse.

Man fährt so vorbei - der Zug hat eine gewisse Geschwindigkeit und gewisse Ziele, und wir, die wir fahren, haben auch Ziele, und jene, die irgendwo zwischen Himmel und Erde in eine schwebende, auf anderen Etagen ruhende Etage hingestellt sind - wie wir andernorts - haben wieder andere Ziele. Man ist mit ihnen verbunden. Man möchte ihnen die Hand hinüber reichen - es sieht im Vorbeifahren aus, als ginge es. Man kennt sie plötzlich, denn man sieht nicht die verhüllte Strassenfassade der Häuser, durch deren ständig verschlossene Gardinen man nichts erkennt; man steht nicht vor ganz fremden Häusern, die durch Zierat und Farbe das Gesicht ihrer Bewohner verhüllen; nein, man fährt an ihrem offenen Leben vorbei, und sie, die sonst so besorgt sind, für sich zu sein und ihre persönlichen Angelegenheiten ungesehen zu regeln, sie decken es nicht zu. Sie bleiben am Küchentische stehen; sie lesen weiter auf dem Balkon ihre Zeitung. Darum erkennt man denn blitzartig, in den fünfundzwanzig Sekunden, da man sie ins Blickfeld einzuspannen vermag, wie ähnlich sie uns allen, jedem einzelnen von uns sind.

Aber - man fährt ja vorbei. Nahe und sogleich wieder ganz fern. Was man eben gesehen hat, haftet nicht. Es ist zu flüchtig. Man vergisst die Einzelheiten. Der Zug will unaufhaltsam dorthin, wohin man die Fahrkarten löste. Jene fallen wieder zurück ins Nichts. Sie bleiben allein, und wir bleiben allein. Die nächste Haltestelle ist schon ganz wo anders, und selbst wenn man zu ihnen gehen wollte, es ginge nicht. Diese und jene Wohnung, in die man blickte, lässt sich ja nicht von der anderen Seite aus finden.

Aussteigen!....

Auf dem Bahnsteig, an der Sperre, auf der Strasse ist schon wieder ein ganz anderes Leben ansässig, wenn man auch allen näher kommt als auf der Fahrt. Ein jeder lebt hier schon wieder nach aussen. Er verhüllt und spielt, wie er glaubt, sein zu müssen, und wie er wohl auch sein muss, um nicht von jedem Blick, jedem Wort, jedem Tun verwundet zu werden. Man kann keine Hände zu Fremden reichen, niemandem auf die Schulter klopfen. Man ist unter tausend. Menschen wieder einer und allein.

Walter Anatole Persich,

---

### Weltrevolution in Hamburg.

---

Stieke! Pst! Im Gängeviertel  
Stehen zwei, drei Dutzend Mann,  
Tragen einen Dolch im Gürtel  
Sehen sich verwegen an.  
Huuuh!

Jetzt, da es allmählich dunkelt,  
Noch ein kleiner Zug sich zeigt,  
Auch wird lange schon gemunkelt,  
Dass ein Mann im Hafen streikt.  
Junge, Junge!

Plötzlich in das Ungefähre  
Wird ein Roter Frontruf laut.  
Ha, die revolutionäre  
Lage ist nun klar durchschaut.  
Strasse frei!

Hundertsechzehn sind auf Sohle,  
Irrtum, hundertsiebzehn schon!

Und es lautet die Parole:  
Heute Weltrevoluzzjohn!  
Ahmds um achte!

Leider lässt sich's nicht verhindern,  
Dass die Polizei sich rührt.  
In dem Plan von der Komintern  
War das nicht mit kalkuliert.  
Aber sonst..!

Jodok.

---

### Nerven aus Stahl.<sup>x</sup>

---

SPD. Dass Nerven durch elektrische Ströme gereizt werden können, ist eine altbekannte Tatsache, die schon bei der berühmten Entdeckung Galvanis eine grosse Rolle spielte. Damals - im Jahre 1790 - bemerkte der Entdecker des nach ihm benannten galvanischen Stromes, dass Forschschenkel, die vermittelst kupferner Haken an einem eisernen Zaun aufgehängt waren, zusammenzuckten, sobald sie selbst das Eisen berührten: die Berührungsstelle zwischen Kupferhaken und Eisenzaun bildete die Elektrizitätsquelle, während die Forschschenkel den Entlader darstellten. Heute benutzt man in der experimentellen Nervenphysiologie und zu Heilzwecken elektrische Ströme als Reizquellen bereits in ausgedehnter Masse.

Einen seltsamen Versuch hat nun ein amerikanischer Professor unternommen, nämlich den, das Verhalten von Nerven künstlich nachzuahmen. Er benutzte dazu einen etwa 1 bis 5 cm langen Eisendraht, den er in konzentrierte Salpetersäure brachte. Dabei bildete sich auf dem Draht sofort ein farbloses Häutchen, das ausserordentlich fein war, nämlich nur die Dicke eines chemischen Moleküls hatte. Der Durchmesser eines chemischen Moleküls aber wird auf wenige Millionstel Millimeter berechnet! Diese feine Häutchen ist elektrisch negativ geladen und bildet so eine Art Batterie. Ritzte man jetzt den Draht, entfernte also dabei das Häutchen, so entstand durch die Berührung des Drahtes mit der Salpetersäure ein elektrischer Strom, der von der Ritzstelle ab das Häutchen auf dem Draht in wellenförmiger Bewegung auflöste. Dieser schnelle Wellenverlauf ähnelt der Bewegung eines lebenden gereizten Nerven bis ins Kleinste. Die wellenförmige Bewegung auf dem Draht findet dadurch ein Ende, dass das Häutchen sich wieder von neuem bildet. Eine andere parallele Erscheinung zwischen dem Verhalten des Drahtes und eines Nerven fand man, wenn man rings um das eine Ende des Drahtes ein kleines Glasröhrchen legte: die Wellen verliefen dann in rhythmischen Abständen von 14 bis 120 in der Minute, und zwar je nach Konzentration der Salpetersäurelösung, der Temperatur und der Länge des Drahtes. Beim lebenden Nerv lassen sich genau dieselben Änderungen im Wellenverlauf durch die gleichen Faktoren, also Änderung der Temperatur, der Konzentration und der Länge hervorrufen.

---

SPD. Remarque in Amerika. Die amerikanische Auflageziffer des Kriegsbuches "Im Westen nichts Neues" von Remarque hat bereits die Halbmillionengrenze erreicht, ohne dass sich bisher ein Abflauen des Interesses bemerkbar macht. Das Bostoner Verlagshaus für die amerikanische Ausgabe stellt fest, dass das einzige in der öffentlichen Bibliothek von Barrow (Neuengland) vorhandene Exemplar des Romans für die nächsten zwei Jahre durch Vormerkungen vergeben ist.

---

## Der Tod in der Wüste.

Von Ph. Macdonald.  
Deutsche Rechte: Th. Knaur Nachfg.

23.)

SPD. Dann trafen ihn zwei Schläge...zwei gleichzeitige Stösse, die so furchtbar waren, dass er auf den Rücken flog, als wenn er mit dem Lasso vom Rücken eines galoppierenden Pferdes aus umgerissen worden wäre.

Sein Gewehr entlud sich in die Luft. Aber selbst, als die Welt sich ihm in einem riesigen Flammenbündel aufzulösen schien, kam ihm ein schwacher "phüt=phüt" zum Bewusstsein, und er wusste, dass die Stösse Kugeln gewesen waren.....

Er blieb in sonderbar verzerrter Stellung liegen; der Karabiner hatte sich zwischen seinem Körper und dem gebogenen Arm verfangen und ragte wie ein Finger gen Himmel. Ein dünner und träger dunkler Bach verfärbte den leuchtenden Sand, als er so dalag.

### Vierzehntes Kapitel.

Drei Schüsse ....ein schwaches, doppeltes "phüt" und ein lauter Krach ganz nahe...

Der Sergeant, welcher zwischen den Bäumen des Ostrandes lag, sprang auf und rannte über die Lichtung. Auf der Westseite warf er sich nieder und kroch bis an den Rand des Hanges. Dort sah er sich um und rief leise nach Hale.

Doch fast noch ehe das Wort seine Lippen verlassen, hatte er über die Wüste geblickt und alles gesehen. Er rollte sich auf die Seite und legte die Hände an den Mund. "Morelli", brüllte er. "Abelson! Vorwärts, schnell herkommen!" Dann drehte er sich wieder um und brachte den Karabiner in Anschlag. Er konnte nur Sand, Schatten und den zusammengesunkenen Körper Hales erkennen, an dessen Seite der Karabiner emporstand.

Er feuerte drei Schüsse in Richtung des Körpers ab, deren Lärm die Nacht erschütterte; die Schlafenden mussten sie hören, wenn sie seiner Stimme nicht gewahr geworden waren.

Abelson preschte heran, Morelli folgte hinter ihm.

"Nieder!" rief ihnen der Sergeant zu, "kriechen Sie bis zu mir herauf." Sie wandten sich wie grosse Insekten heran; beide trugen Karabiner und Patronengurt, beide waren helmlos. Morelli war mit Hemd und Hosen, sowie Strümpfen bekleidet. Abelson barfuss. "Was 's los?" fragte er in pfeifendem Tone, der als Flüstern gemeint war. "Grosser Gott!" sagte Morelli, dessen Auge den ausgestreckten Körper getroffen hatte. "Da! Sieh doch hin!" Abelson tat es und verstummte.

Fusstritte erschollen, und Sanders warf sich in voller Uniform keuchend neben Morelli nieder.

Dann senkte sich das Schweigen wieder über die vier und die mondbeglänzte Erde.

"Ich kann verdammt nichts sehen", brachte Morelli endlich hervor.

"Jesus! Abelson richtete sich wütend auf.

"Nieder", zischte der Sergeant, "nieder, hören Sie denn nicht?"

Aber Abelson blieb, den Blick scharf auf die dunkle Masse auf dem glänzenden Sand gerichtet, aufrecht stehen.

"Er bewegt sich!" stiess er hervor. "Da! Seht doch hin! Er hat sich zweimal bewegt!" Dabei deutete er mit zitternder Hand vorwärts.

"Verdammt noch mal, nieder!" Die Stimme des Sergeanten rasselte durch die schwere weiche Luft. "Ihn haben sie schon weggeholt, nun warten sie bloss, dass noch einer rauskommen soll....Was soll uns das nützen? Wir können keinen Mann mehr verlieren....."

Er brach plötzlich ab, denn Abelson hatte seine Flinte fallen lassen, die klirrend auf den Boden schlug; er schien sich anzuspannen wie beim Start eines Wettlaufs. Der Sergeant flog auf sein Knie und griff nach ihm, aber seine Finger konnten nur einen nackten Knöchel ergreifen. Denn schon glitt Abelson halb laufend, halb stürzend den Abhang hinunter; die Zurückbleibenden sahen seine Füße weiss aufleuchten, als er, auf der Ebene angelangt, zu laufen begann.

"Verrücktes Aas!" knurrte Morelli.

"Undiszipliniertes Schwein!" Der Sergeant brachte die Waffe in Anschlag, "aber Mut hat er... Passt alle genau auf... passt höllisch auf! Da drüben, über Hale weg... Wenn ihr da was seht, feuert feste los...."

Sie spähten mit anhaltendem Atem, als könne das ihr Gesicht schärfen. Alle verfolgten, wenn auch ihre Augen über ihn hinweggingen, den rennenden, kriechenden Abelson, der die 150 Meter über lose, tiefen, nachgebenden Staub wie ein dunkler Schatten hinwegglitt.... Sie wussten es, als er sein Ziel erreicht hatte auf seine Knie fiel und sich mit fieberhafter Ungeduld darüber neigte....

Ein Schrei aus Morellis Munde: "Dort, dort!" ... Ein paar Schüsse, welche die Nacht zerrissen.... Der Sergeant spähte, fertig zum Feuern.... Morelli lud von neuem und sagte: "Verflucht... da draussen, zwei Finger rechts von dem vier-eckigen Schatten zweihundert Meter hinter ihnen! Schiesst doch, um Christi willen, ihr Ochsen...." Mehr Schüsse.... Morellis und des Sergeanten Magazine leerten sich im Crescendo.... Konfuses, merkwürdig hohl klingendes Feuern von Sanders.... Abelson bückte sich, streckte sich wieder da draussen, ein schwarzer Affe im silbernen Licht, um das schlappe Bündel auf seine Schultern zu heben.... Es gelingt ihm, er erhebt sich ganz, bückt sich noch einmal, um des Verwundeten Karabiner aufzuheben.... Er kommt mühsam zurück und trabt schwerfällig, mit wankenden Knien heran, gebeugt unter seiner Bürde...

Sie feuerten weiter auf den Fleck, an dem Morrelli mehr als Schatten zu sehen glaubte.... War etwas daran? Zwei-, drei-, viermal spritzte der Sand nahe bei Abelsons Füßen auf. Sie hörten nichts, denn das Krachen ihrer eigenen Schüsse übertönte das Krachen der anderen, deren Kugeln die Sandspritzer verursacht hatten.... Aber jetzt sahen sie die Gegner.... Morelli und der Sergeant luden fluchend und zogen den Drücker so schnell wie möglich durch.... Sanders schoss unregelmässig und langsamer.... Ein Kugelhagel, ein Schleier von Geschossen senkte sich über die Stelle, an welcher die Schatten mehr als Schatten gewesen waren....

Keine Sandspritzer mehr.... Abelson erreichte den Hang, quälte sich mit letzter Anstrengung hinauf und rollte zwischen die anderen. Seine Last fiel vor Sanders zu Boden, während er sich mit rauhen, pfeifenden Luftstössen, nach Atem ringend, aufraffte.

"Feuer stoppen! Morelli, weiter beobachten." Der Sergeant legte die Hand unter das Hemd auf seine Brust, während er den Kopf senkte und sein Ohr an Hales Mund legte. "Ich glaube", sagte er... ja.... aus."

Abelson verneinte keuchend vom Boden aus.

"Keine Spur.... Draussen noch nicht.... sprach noch!"

Ein leises Zucken lief durch Hales Körper; der Sergeant neigte den Kopf sofort wieder zu ihm, und durch die Dunkelheit, so leise, als klängen sie nur in seinem Innern, drangen die Worte zu ihm:

"Guter, alter Neb.... Neb.... Nebuk'nesser!.... Wie famos! Der König der Juden!" Und dann nach einer Pause: "Guter Kerl.... holt doch da 'raus... muss... nun.... doch.... krank.... werden...." Die Stimme erlosch, wie ein Licht. - Stille.... dann ein erstickter, röchelnder Seufzer.... ein rasselnder und doch wie mit Flüssigkeit versetzter Ton. Der Körper, der sich scheinbar ausgedehnte hatte, als die Worte von seinen Lippen kamen, sank zusammen und blieb nun ganz still. (Fortsetzung folgt.)